

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1853)

Artikel: Vermischte Geschichten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

E guete Tag und grües Ech Gott!
 Ihr alli mitenandre!
 Ganz pusper chunt der alte Bot
 Scho wieder her cho zwandre;
 Es het ne blanget by-n ech zwis,
 Sy Botelohn isch ja so chly,
 U keine heift Verschwender,
 Chramt er scho der Kalender!

Ist d'Isebahn no nit zur Straf
 Us üsem Seckel g'soge,
 So chom doch neuis Telegraf
 Dem Draht na gleitig g'soge,
 Wenn i dem Büg halt nache ma,
 I will ech's angehnd's brichtet ha
 D's Jahr druf, vielleicht no ehnder;
 Chramit der Kalender!

Allweg ist der Kalender guet
 Für z'Aderlah und Schräpfe,
 Für d'Haar, für d'Galle u fürs Bluet,
 U de für d'Dummheit z'chläpfe;
 Vor allem gäb er d's Eiche gern,
 Wo z'Best für's Wybe wär! — Posz Stern!
 Me rieß dur alli Ländér:

Chramit der Kalender!

Wenn Eine fluechet, sunst und branzt,
 Bis plumps er fällt i d'Gülle,
 U wenn e Frau hoffärtig tanzt,
 Wo sie sott s'Chlyne stille;
 Da chunt die ganzi Narrehei,
 No mengisch sammt dem Kunterfei,
 B'lezt gar i d'Prattig! — G'sehn der:
 Chramit der Kalender!

E

Wenn's Chindli juuchzt dem Wienechtbaum,
Wenn's tüpfst um Osterreher,
Erdbeeri, Blümli g'winnt am Saum,
Wenn's badet frisch im Weher,
Wenn's Öpfel ist und Trübel gar,
Ihr liebe Lüt wer zeigt ihm d's Jahr
Als milde Gabe-Spender?

Chramit der Kalender!

Und ischs de Große nit der Werth,
Die Blätter o no d's chere,
Der Martis- und Verene-Märt
Die söttes öppe lehre;
Me zinset, handelt Roß u Rind,
U denkt me hei a Wyb u Chind,
So chauft me Rock und Bänder:

Chramit der Kalender!

U wenn men achere, sähe will,
D's Chorn nit la übernachte,
Da trübt der Mond es g'fährlichs Spiel,
Me mues si dessen achte;
Ob's Wetter git für Wösch u Heu,
Und ob die Frönde chöme neu
U g'spielt für d'Oberländer:

Chramit der Kalender!

Doch straft der Himmel ohni Huld,
Mit Hagel, Bliz und Gwässer,
(Der Prättigmacher isch nit d'Schuld,
U miech's doch selte besser);
Da näht ech z'Herze d'Armenoth,
U theilet christolich Geld u Brod,
Herdöpfel, Schue u Gwänder:

Chramit der Kalender!

Iwar menge-n Arme räfennirt,
Sperrt z'Muul nah bratne Zube,
Stellt Löhlen uf ganz unschenirt,
Isch fuul und b'ständig struube;
Suecht' er anstatt im Hudelsinn,
In Flyß und Arbeit sy Gewinn;
Trost im Gebät; — so fänd er.

Chramit der Kalender!

U menge b'hets gar nümme da,
I will ihm's nit verüble;
Sie ströme nach Amerika,
U wotte Gold ga grüble;
S'git dert o z'Schaffe, heit Verstand,
So schön ist keis wie's Vaterland
Und syne Gletscher-Ränder:

Chramit der Kalender!

Die Gletscherberge stah zur Stund
Wie vor füshundert Jahre,
Wo grad der Bär zum Schwyzerbund
Si stellt mit Huut und Haare.
O brächt i jedem Schwyzzer neu
Die alti Chraft, die alti Treu,
I stelzti no viel b'hender.

Chramit der Kalender!

Zum Schlus de denkt der alte Bot,
Und zwar mit ernster Lehre:
Sy Prättig zeigt den lieben Gott
In seiner Welten Ehre;
Der Sternenlauf, die Jahreszeit,
Die Feste heil'ger Christenheit
Sind unsrer Hoffnung Pfänder:

Chramit der Kalender!

Der Hinkende Bote lobt sein hölzernes Bein.

Jüngst sah ich auf dem Altenberg bei Bern hölzerne Stangen aufgerichtet. Es war der Telegraph, mittelst dessen man in wenigen Minuten Nachrichten aus den entferntesten Gegenden haben kann. Da wurde ich traurig und weinte beinahe, denn ich dachte, jetzt ist es mit mir aus. Dem Telegraphen komme ich nicht nach, denn der Telegraph hat gar viele hölzerne Beine und ich nur eines! Später bekam ich aber andere Gedanken. Ich dachte, wenn ich so hinkte und alle mir vorkommen, so sehe ich gerade dadurch, daß ich zurückbleibe, und bemerkte was hintenher geschieht. Wie wenige Menschen beachten doch, was hintenher geschieht! Ein Beweis, daß nicht alle so klug sind wie ich. Wer das weiß, was hintenher geschieht, ist ein Prophet. So bin ich infolge meines hölzernen Beines ein Prophet.

Gleich vernünftig benehme ich mich in der Politik; ich laufe weder Sturm, nach bleibe ich sitzen. Ich übereile mich nicht, sondern bin für den gemäßigen Fortschritt. Meine Füße stellen das Zweikamersystem dar. Der rechte Fuß ist die Volkskammer, die zu schnell vorwärts möchte, mein hölzernes Bein ist das Oberhaus, das die zu große Bewegung mäßigt. In meinem hölzernen Bein steckt also meine Politik.

Im Alterthum lebte ein großer Musiker, der hieß Orpheus; ich weiß nicht in welchem Kanton er geboren war. Wenn er sang, so kamen die Steine in Bewegung. Ich bin zwar nicht ganz so groß wie er, aber doch ein großer Mann. Ich bringe, wenn ich pfeifend zu gehen beginne, zwar nicht

gerade Steine, doch Holz in Bewegung, nämlich mein hölzernes Bein.

Ich tröste mich also damit, daß es an manchen Orten in der Welt hölzerne geht, und beneide den Telegraphen nicht mehr.

Auf Wiedersehen, nächstes Jahr, trotz dem Telegraphen!

Ewiges über Witterungskunde. (Fortsetzung.)

Nun kann es sich treffen, daß die Nordluft die der Erde nach gegen den Äquator hinfliest, noch immer fortfließt, während in der oberen Luft bereits schon die Luft nach Norden hin abzufließen angefangen. Da dies findet sogar während einer langen Zeit des Jahres regelmäßig statt. In der Tiefe, so 1000 bis 3000 oder 4000 Fuß, manchmal noch etwas höher geht denn die Bise, oben geht aber schon der Föhn. In den heißen Ländern findet dies noch viel regelmäßiger und öfter statt, als bei uns. Es kann sich dabei aber auch, namentlich wenn der Föhn schon etwas niedriger geht, zutragen, daß die beiden Winde einander treffen. Dann stellen sie sich entweder gegenseitig, und wir haben gar keinen Wind, dabei aber meist ziemlich schwüle Luft. Oder aber, besonders wenn der Nordwind nicht stark ist und nicht weit von Norden hergekommen ist, also auch noch nicht sogar von Ost nach West herweht, wird derselbe vom Föhn nach Westen hin mitgerissen; es giebt die West- und Nordwestwinde, die uns das leidige Regenwetter bringen. Das ist namentlich da noch besonders der Fall, wo das Meer westlich ist, und der Wind (im Sommer besonders) das Bestreben hat, vom Meere nach dem Lande hinzublasen.

Dieß geschieht um so mehr noch als die Bise eine merkwürdige, freilich aus der Art ihrer Entstehung leicht erklärliche, Eigenschaft hat. Sie fängt nämlich gerade am entgegengesetzten Ende, das heißt, da wo sie hinzublasen scheint, an, so daß z. B. die Genfer die Bise in der Regel eher haben, als die Berner, die Berner aber eher als die Aargauer und die Schaffhauser. Mit dem Aufhören ist es das Gleiche. Es begreift sich dieß, weil ja zuerst die Luft zu wehen anfangen muß, die dem Orte am nächsten ist, wo die Luftverdünnung durch Aufsteigen der erwärmten Luft u. s. w. statt fand, gerade so wie man beim Aufthun der Thür eines warmen Zimmers den Luftstrom auch schneller an den Füßen spüren wird, wenn man unter der Thüre, als wenn man etwas davon weg auf der Gasse steht. Eine Bise die weit von Norden herkommt, ist eine Bise, die lange geweht hat und stark ist, und eine solche Bise nähert sich immer mehr dem Ostwind als eine die nur aus der Nähe herkommt und in die Nähe bläst, wie der Meerwind der das Land sucht, und uns den Westwind bringt.

Welcher Wind wird nun im Allgemeinen am feuchtesten sein? In der Regel der Westwind. Der Föhn kommt aus den warmen Gegenden, wo er viel mehr Wasserdünste hat aufnehmen können; bei seinem Erkalten auf dem Wege nach Norden muß er dieses Wasser nach und nach fallen lassen, und bringt uns den Regen, besonders wenn ihn der herzutretende Nordwind nach West und Nordwest dreht. Es kommt aber auch sehr viel darauf an, von wo der Wind herkommt. Der selbe West- und Nordwestwind der bei uns so lange weht, und uns mit sei-

nem Regen so langweilig wird, ist z. B. in den bis dahin bewohnten Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika lange nicht so regenreich, weht aber auch nicht so lange und stark als bei uns. Das kommt daher, daß er, um dahin zu gelangen, zuerst 600 bis 1000 Stunden über's Land und über eben so hohe Berge wie die Alpen wehen muß. Auf diesem Wege hat er dann sein Wasser eben fallen lassen. Die Bise dagegen, die für dort gerade vom Meere herkommt, ist auch kalt, aber regnerisch und noch mehr schneereich.

Auch auf die Stärke der Winde hat die Lage des Landes einen großen Einfluß. Die Bise stürmt bei uns selten so stark als der Föhn; in Sibirien ist es umgekehrt. Dort mag der Föhn entweder gar nicht, oder nur als ein laues Lüftchen hinüber im Frühling. Die Bise dagegen stürmt auf den dortigen Seen so, daß es unmöglich ist zu Schiffe zu fahren. Das kommt daher, daß im Süden von Sibirien ein Gürtel von vielen ungeheuer hohen Gebirgen (2 Mal so hoch als die Alpen zum Theil) sich befindet, die der Föhn selten zu übersteigen vermag und in denen seine Kraft schon früher gebrochen wird; da sucht er mehr das Meer, das noch dazu eine gleichmäßiger im Sommer weniger hohe Wärme hat, die ihm schneller sich zu setzen erlaubt.

Man darf sich dabei auch das merken: je heftiger die Bise weht, desto weniger hoch geht sie gewöhnlich, und je heftiger der Föhn bei uns in der Ebene weht, desto weniger weit erstreckt er sich in der Regel.

In der sogenannten heißen Zone, zwischen den Wendekreisen, d. h. der Gränze der Gegend, in welcher man die Sonne wenigstens ein Mal im Jahre senkrecht über

sich zu sehen bekommt, herrschen gewöhnlich nur zwei Winde vor, der Nordostwind (Bise), der, je länger er weht, desto mehr zum Ostwind wird, und der Südostwind, der dann zum Südwinde, selbst zum schwachen Südwestwinde wird. Dieser Nordostwind (Passat heift man ihn dort) fängt einige Zeit nach derjenigen, in welcher der Sonnenstand am höchsten geworden, zu wehen an. Während der Zeit des höchsten Sonnenstandes selbst herrschen abwechselnde Winde (bald Nordost bald Südost) die an den niedern Orten, des Tages so um Mittag, an höhern etwas mehr gegen Abend und Nacht, gewaltige Donnerwetter herbeiführen, mit einem Regen, von dessen Heftigkeit man sich hier zu Lande keinen Begriff macht. Zwei Stunden Regen sind oft hinreichend, um die Flüsse 10 bis 12 und mehr Fuß hoch über ihre Ufer treten zu machen.

Die Luft, die mit diesem Passate nach diesen Gegenden weht, geht in der Gegend, wo sie den höchsten Sonnenstand gefunden hat, in die Höhe, nachdem sie einiges Wasser so hat fallen lassen, und kommt, je nachdem sie mehr oder weniger erwärmt ist, je nachdem der Windzug der sie nach Norden treibt, stärker ist, vielleicht bei uns als Föhn, vielleicht erst noch weit nördlicher als vollkommener Westwind, wieder zur Erde. Während der Zeit dieses Aufsteigens und Abflusses in der obern Luft hat die Strömung der Luft von Norden nach Süden, oder die Bise auch bei uns etwas mehr zugenommen, und uns unsere März- u. Mai-Bisen gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Die feindlichen Brüder.

Ein Mannlein, welches dasjenige, was es auf den Markt gebracht hatte, zu seiner größ-

ten Zufriedenheit recht gut hatte verkaufen können, beschloß, sich nun auch einmal im Malessertkeller gütlich zu thun und sich ein gutes Glas Wein zu gönnen, da es sonst dessen während des ganzen Jahres, herzwenig sehe und bekomme und das mühsam erworbene Geldlein lieber für die Haushaltung daheim brauche. Der Weife war trefflich gut, darum wollte das Mannlein auch noch ein Schöpplein Rothen oben drauf nehmen; auch den Rothen fand es scharmant und trat höchst vergnügt die Rückreise an. Als es gegen die Neubrück hinunterkam, kam es ihm vor, als wie wenn der Rothe und der Weife im Magen uneins werden wollten und unwirsch thäten; da sprach es ärgerlich: „Wenn ihr euch nit bald still heit, so thun-n-ig ech beid' z'åme-n-usi.“

Dies Sprüchlein thut die alte Lehre kund:
Es heift: zu viel ist ungesund.

Schuster, bleib' bei deinem Leist.

Ein sogenannter Bündeli-Doktor, der sich, ohne jemals die Medizin studirt zu haben, mit Quacksalbereien und Wahrsagereien abgab, wurde, wie es recht war, vor den Oberamtmann citirt und seines unbefugten Treibens wegen gebüßt, weil nur die patentirten Aerzte, von Rechtens wegen, die Kranken besorgen sollen. Hierauf entschloß er sich nach Bern zu gehen und sich von der medizinischen Fakultät examiniren zu lassen, damit er ein Patent bekommen könne. Die Prüfung lief bedenklich ab und er wurde abgewiesen. Als er wieder in seiner Heimat ankam, fragte ihn ein Bekannter, der wußte, warum er nach Bern gereiset war: Und, Doktor, wie ist es euch gegangen? Er antwortete: Schlecht! Sie haben mich, eine ganze

Stunde lang, nur über die Leber gefragt und ich habe ihnen, auf alle ihre Fragen, nur das antworten können: Wie es mit Euern Lebern steht, ihr Herren, kann ich unmöglich wissen; aber von der meinigen kann ich mit Wahrhaftigkeit bezeugen, daß sie immer trocken und deswegen durstig ist. — Lebet wohl und zürnet nüt! —

Wie ein Vikari nicht einmal die Erdäpfelsorten gekannt hat.

Davon hat einmal ein Zeitungsschreiber großen Lärm gemacht, daß es sich auf einem Spaziergang des Vikari, der mit einem Erdäpfelbranntweinmacher bei einem Kartoffelacker ins Gespräch gekommen, erwiesen habe, der geistliche Herr kenne nicht einmal alle Erdäpfelsorten, die hie zu Land gepflanzt werden, wie: Eschäggen oder Amerikaner, Blümli, Brienzer, Weisse, Rothe, Blaublüsler, Jakober, Schmocler und andere Sorten mehr. Aber das tadelte der Spötter nicht, daß zur selben Zeit viele Tausende von Körben dieser schmackhaften nährenden Gottesgabe zur Fabrikation gebrannter Getränke missbraucht wurden und daß in den Saufanstalten die liederlichen Schnapptrinker den s. g. Erdäpfelbranntwein spotteweise den „Kärlstler“ genannt haben. Als die Erdäpfelseuche übers Land hereinbrach und die armen wie die reichen Leute keinen mehlichen gesunden Erdäpfel mehr auf ihrem Tische erblickten, hat mancher Hausvater auch ernstere Saiten aufgezogen, der in früheren Jahren gewohnt gewesen war, die reichliche Erdfrucht nur so ohne Weiteres vom Acker in den Keller zu bringen. Der oben erwähnte Vikari hat damals eine so ergrifsende und erbauliche Predigt gehalten,

über die Art und Weise wie man sich durch den Missbrauch der Gottesgaben schwer versündigen könne, daß Alten und Jungen die Thränen in die Augen getreten sind; deswegen wollen wir es ihm nicht so hoch anrechnen, daß er nicht alle die verschiedenen Erdäpfelsorten nach den in jenem Dorfe üblichen Benennungen genau gekannt hatte.

Zu spät!

Pechvogel war gewiß der ärmlste Teufel, Der je auf Erden lebte ohne Zweifel, Er war manierlich sonst und auch gescheit, Nur kam der Schluffi nie zu rechter Zeit. Er mochte unternehmen, was er wollte, Das Glück ihm nie ein günstig Lächeln zollte. Wenn ein Pechvogel auch ganz früh aufsteht, Er kommt — man glaubt es kaum — doch noch zu spät!

Der reichste Bauer sollt' sein Gotti werden, Es war so fest bestimmt wie was auf Erden; Pechvogels Mutter zählte schon, wie viel Dem Kind der Gotti Einbund schenken will; Doch ach! die Hoffnung war zu bald verloren! Pechvogel wurde nämlich erst geboren, Als man des Gottis Grab bereits bestellt: Er kam — ach Gott! — zu spät auf diese Welt.

So bliebs mit ihm in seiner ganzen Jugend, Er war in Manchem reich an Menschen-
tugend, Nur hat man's leider erst zu spät erkannt, So daß Belohnung er auch niemals fand. Er hatte niemals in der Schul' gefehlet, Ward in der Kirche immer mitgezählet; Nur Eines hieng ihm an, wie's eben geht, Er kam an allen Orten halt zu spät.

Einst ward sein Land vom Feinde überfallen,
Er hatte exerzirt mit Fleiß vor Allen.

Der Hauptmann sprach: „Wer nun sich
wacker hält,

Wird Officier, s' bringt Ehre ein und Geld!“

Just ward sein Bataillon zum Kampf geführt,

Da wurde heut — der Friede proklamirt,

Hier ward die Ehre und das Geld verweht,

Er kam mit der Reserv' aufs Neu zu spät!

Daß ich nicht lüge, einen Gnner hatte
Pechvogel doch; es war ein Herr vom Rathen,
Der lud ihn einst an einem Fest zu Tisch;
Da sollt' es geben Suppe, Wein und Fisch
Und andre Sachen. Schon vier Wochen
träumte

Vom Essen er, nur, daß er's nicht ver-
säumte;

Und wie er kam, da lagen dichtgesärt
Die Resten auf dem Tisch; es war zu spät!

Auch hat Pechvogel einmal sich verliebet,
Was, daß ich's sagen muß, sein Herz betrübet.
Er lud sein Mädchen einst zum Stelldichein.
Sie kam, er nicht — das fand das Kind
nicht fein.

Dem Christoph, der vor übergieng und fragte,
Gar zärtlich sie ihr Leid zu klagen wagte.
Und wie das Paar sich wunderschnell versteht;
Da kam der Schlufi abermals zu spät!

Gar mühsam wand er sich durch dieses Leben.
Doch ward zulezt ihm noch ein Glück gegeben,
Er fand ein liebend Herz und ward vermählt;
Doch hatt' auch dieses er zu spät bestellt,
Er starb am zweiten Tage seiner Ehe,
Doch auch sein Sterben ward zu spät, —
o wehe!

Man hatte keinen Platz für ihn in Gottes
Garten,
Er mußte auf den neuen Kirchhof warten!

Schnell flog die arme Seele auf zum Himmel.

Da traf sie vieler Geister bunt Gewimmel;

Sie kamen drängend alle ihm zuvor.

Er kam zulezt erst an am Himmelsthor.

Rief wohl Sankt Peter auch: „Vorüber ist

die Stunde,

Hinein darf Niemand zu so später Stunde?“

Auf Erden sicherlich kommt Niemand weit,

Wenn er nicht kommt und schafft zu
rechter Zeit.

Der Werth gesunder Augen.

Wie es manchmal geht, daß man auf dem Wege ausnehmend brave und lehrreiche Gesellschafter antrifft, die einem, besonders, wenn sie auch andere Völker, Länder und Sitten gesehen, merkwürdige Dinge berichten können, die man in der Heimath nie erfahren hätte, so geschah es unlängst auch dem Boten, daß er eine ziemliche Strecke Wegs mit einem Manne gieng, der bald über unser liebes Bernervolk zu sprechen anfieng und über unser schönes Land und in allem was er sagte, so viel Einsicht und Verstand an den Tag legte, daß es sich zu verwundern war, wie ein Mensch, der nicht bei und mit uns lebte, unsere Zustände so gut kennen konnte, denn seine Mundart war nicht bernersisch. Er wurde nicht ungeduldig, daß der Bote mit dem Stelzfuß nicht so rasch einhermarschierte, wie ein junger rüstiger Auszüger und hielt ordentlich Schritt mit. Im Anblick der Hochgebirge sagte er, er habe sich seit Jahren darauf gefreut, das Berner-Oberland zu sehen, dessen Gleichen in der ganzen Welt nicht sei — und äußerte — was doch der liebe Gott dem Menschen im Gebrauch zwei gesunder Augen für eine unaus-

sprechliche Wohlthat bescheert habe; er habe in seiner Heimath einen Bekannten gehabt, der während langen Jahren völlig erblindet gewesen sei und dennoch geduldig diese schwere Prüfung ertragen habe. Nun sei ein berühmter Augenarzt vorbei gereist, der auch an diesem Blinden die Operation der Augen vorgenommen habe, sie sei gelungen und als, nach so langer Zeit, zum erstenmal wieder das Auge den lieben Tag gesehen, da habe der Gesundgewordene entzückt ausgerufen: O, ich sehe die Herrlichkeit Gottes!

Bei diesen Worten standen der Vate und sein Begleiter still, sahen einander schweigend an, und beiden traten Thränen in die Augen. Der Erzähler dieser Begebenheit wünscht, daß wenn der eine oder andere seiner Leser, wenn gleich gerade nicht genöthigt, zum Fortkommen in der Welt einen Stelzfuß gebrauchen zu müssen, dennoch auch etwa eint oder andere Unbeliebigkeit und Beschwerde hätte, daß sie dann, wenn die Ungedult überhand nehmen will, denken möchten, welchen hohen Werth der Gebrauch zweigesunder Augen habe. — Seitdem kann der Vate des Morgens nicht den Stelzfuß anschallen ohne Gott für die Güte zu danken, daß er ihm, obgleich einen lahmen Fuß, doch gesunde Augen gelassen habe.

Ein Einäugiger meinte, „zwei gesunde, gute Augen, das sei Hoffahrt, aber wenn man nur eines habe, so vergehe einem die Lust, damit Hoffahrt zu treiben.“

Des Gehens edle Gab', wie ist sie dankenswerth!

So lobe täglich Gott, der sie dir hat bescheert.

Wie es bei einem Näheramen zugegangen sei.

Obgleich dem Hinkenden Vate die längst vergangene Zeit seines Lebens, in welcher er die beiden gesunden Füße brauchen und gehen konnte, wohin er wollte, in ungleich angenehmerer Erinnerung lebt als die zweite Hälfte der Pilgerschaft, in der er sich mit dem Stelzfuß behelfen muß, was ihm namentlich zur Winterszeit, wenn Stein und Bein gefroren sind, oftmals auf dem Weg manchen Seufzer auspreßt, so ist er dennoch kein blinder Lobredner der Vergangenheit, röhmt das Alte nicht deswegen, weils alt ist, kann jedoch auch nicht blindlings alles Neue empfehlen, weils neu ist. Erfahrung macht den Meister und wer hinkend durchs Leben wandern muß, sieht dasselbe gewiß aus ernsterem Gesichtspunkt an, als wer in mutwilligen Bockssprüngen und auf unndthigen Umwegen weiters zu kommen meint. — Was gut und nützlich ist, ist läblich in alter wie in neuer Zeit.

Um Mittagszeit an einem kalten Decembertage vorigen Jahres, kurz vor dem heiligen Weihnachtsfest, sprach der Vate unterwegs wieder bei einem alten, bewährten Freunde, einem ehemaligen Kriegskameraden ein, einer treuen Seele; — er hatte ihn Anno 1798 zu Neuenegg kennen lernen, im muthigen Kampf gegen die fremden Despoten, die vorgaben, unserem Volk die Freiheit zu bringen, und kamen, um es auszuplündern und zu unterjochen. — Der wackere Mann muß jetzt auch am Krückstock gehen und ist bei weitem nicht mehr so buschauf und rüstig, wie damals, als er mutig hinter dem alten Bernermarsch her marschirte, den Feinden entgegen. Diesen redlichen Ma-

thanael fand nun der Bote, wie gesagt, an jenem Decembertag auf dem warmen Ofen sitzend und wie er auf das Loch eines weisswolligen Strumpfes ein braunes Stück Halblein aufnähte mit grobem zwilchenem Faden, während sein Großdächterlein, ein Mädchen von etwa 16 Jahren, vorn beim Fenster beschäftigt war, auf ein leichtes, fast durchsichtiges, kunstvoll gehäckeltes Kindskäpplein rothe und blaue seidene Bändchen zu sezen, während es ein halbwelsches Liedlein dazu trillerte.

Auf meine Frage, warum das Dächterlein nicht lieber dem alten halbblinden Großvater, der dahinten auf dem Ofen sitze, die zerbrochenen Strümpfe wieder flicke, anstatt sich mit so leichter Puzwaare abzugeben, die nicht gegen die Kälte schützen könne, antwortete dasselbe, es sei heut Nachmittag das Mädchenarbeitsschuleramen und es wolle an demselben dieses Käpplein vorweisen. Es freut mich recht herzlich, sagte der Großvater auf dem Ofen zum Boten, daß du gerade auf den heutigen Tag zu uns kommst, wenn dir das Gehen bis zum Schulhause nicht zu mühsam ist, so möchte ich dich an dieses Nähschulexamen mitnehmen und deine Meinung darüber hören. — Nach genossenem sehr einfachem Mittagsmahl, das der Bote mit seinem alten Freunde für keine Fürsten-tafel hätte vertauschen mögen, wanderten nun die Beiden langsamem Schrittes dem Schulhause zu, wo die Schulmädchen des Dorfes still und sittig versammelt waren und dem Unterrichtszimmer ein so freundliches Aussehen gaben, als wäre es ein Blumengärtchen; auch Väter und Hausmütter waren da und auf Aller Gesichter war der Ausdruck froher Erwartung. Bald öffnete sich die Thüre und der Herr Pfarrer sammt einigen

Vorgesetzten trat ein. Die Kinder wurden nun nach dem Mädchenschulstödel, eins nach dem andern, mit Namen abgerufen. Man fing mit den jüngsten an, die hervortraten und den Vorstehern Proben von ihren Arbeiten brachten, Genähtes und Gelismetes; unter den ältern Mädchen wiesen Etliche sauber gesickte Strümpfe, Hemder, männliche und weibliche Kleidungsstücke vor und ernteten Lob ein; des Freundes Großdächterlein trat mit seinem aussäffirten gehäckelten Kindskäpplein, eine seiner Gespielinnen mit einem brodirten Hosenträger auf und Niemand hatte Lust, den bunten Tand zu loben. Die Zufriedenheit über die saubern Fleißes- und Geschicklichkeitsproben der allermeisten Kinder leuchtete aus den Augen der anwesenden Väter und Mütter und die Lehrerin war hocherfreut. Das war aber auch eine capitale Person, geachtet im ganzen Dorfe und von den Kindern überaus geliebt, ein Muster von Reinlichkeit, Ordnungsliebe und anständigem Betragen; — sie hatte während des Nähunterrichts den Kindern keine Kuppeler- und Lumpenliedlein vorgesungen oder eckelhafte Liebesgeschichten erzählt zu ihrem eigenen Zeitvertreib oder um sich das Wohlwollen der Kinder zu erwerben; nein, es war eine Lehrerin, wie sie alle sein sollten und mit dem begründetesten Zutrauen schickten rechtschaffene Eltern die Mädchen in den Nähunterricht. Nachdem nun durch den Herrn Pfarrer vorab denjenigen Mädchen, welche nach allgemeiner Beurtheilung die besten Arbeiten vorgewiesen und nach dem Zeugniß der Lehrerin während des Jahres die Nähschule am fleißigsten besucht hatten, Prämien, sei es in Stücken Luch oder in Wollenstrangen oder in Baumwolle, zum Verarbeiten für Kleidungs-

stücke oder zum Verfertigen von Strümpfen geschenkt worden waren, stattete auf den Wunsch der anwesenden Vorgesetzten und Haueväter, derselbe seinen Bericht über das abgehaltene Mädchenarbeitsschulexamen ab und zwar auf eine Weise, daß es noch jetzt den Hinkenden Boten in der Seele freut. Er wies mit Recht die Nützlichkeit dieser neuen Einrichtung der Mädchenarbeitsschulen nach und die zweckmäßige Verwendung der von der Regierung hierzu gespendeten Unterstützungen und zeigte, wie mittelst dieser Mädchenschulen nicht nur die Kinder an Ordnungsliebe, Gehorsam und Fleiß gewöhnt werden, sondern wie das, was sie hier erlernen, daheim den Eltern und Großeltern zu gut kommen solle; bei diesen Worten sah der Bote den neben ihm stehenden alten Freund an und bemerkte Thränen in dessen Augen. Der Prediger kam nun in seiner Berichterstattung auch aufs Gebiet des sittlichen und religiösen Lebens. „Wenn,“ sagte er, „Jemand zu Hause oder auf dem Felde an der Kleidung oder dem Gewande etwas bricht, daß eine Naht aufgeht oder sonst im Tuch ein Riß entsteht und der Schaden wird bald möglichst ausgebessert, so kann das geslickte Kleidungsstück noch lange dienen; — beachtet man hingegen denselben nicht, so reißt die geldste Naht immer weiter, das Loch wird größer, das Kleidungsstück wird zum zerfetzten Hudel und nun heißt's, es sei nicht der Mühe und Arbeit mehr werth, die darauf verwendet würde — und wird auf den Mist geworfen und selber zum Mist. — So geht's leider auch mit den Menschen, die nicht über sich wachen sondern sich gehen lassen. Zuerst leichtsinnige Gesellschaft, die den Hang zur Lustbarkeit und Ausgelassenheit stärkt: — „das hat nicht Großes zu bedeuten“ meint

manches eitle Mädchen — und sieh, es geht ihm, wie dem anfangs nicht sehr beschädigten Kleidungsstück, dessen Schaden unbeachtet bleibt, bis er endlich so groß geworden ist, daß er nicht mehr gut gemacht werden kann. Es ist Schade um ein bloßes Kleid, das unnothiger Weise ganz verdirt und als ein wüster Hudel weggeworfen werden muß, aber wie unendlich mehr Schade ist's, wenn eine Menschenseele dahin kommt, daß sie verworfen wird und es am Ende heißen muß von ihr: Gott verloren, Alles verloren. — Wenn der Stein am Bergabhang noch im Anfang seines Herunterrollens ist, kann er ohne große Mühe aufgehalten werden; allein, je weiter er geht, je tiefer er fällt, desto geschwinder geht's, bis er endlich in irgend einem Abgrund zerschellt; so der Karren bergab! Bleibt der, der ihn führt, nicht ordentlich in den Stangen und hält mit stemmenden Tritten gemach entgegen, so rennt der Karren immer stärker, überschlägt den, der ihn führen sollte und liegt bald zerschmettert an einem Abweisstein. Nicht anders ist's im Menschenleben.

So ist's mit einzelnen Menschen, ganzen Haushaltungen und ganzen Völkern gegangen, wie die Geschichte laut genug lehrt, wenn man sie hören wollte. Mancher früher recht wackere, brave Hausvater, dem sonst am wohlsten daheim bei den Seinen war, ist durch den Besuch der Pinte zum leichtsinnigen Taugenichts und vergeldstagten Hudel geworden und hat Ehre sammt Vermögen eingebüßt; es läßt sich mit der Sünde nicht spazieren, wenn der leichte Scherz nicht zum bittern Ernst werden soll. Darum, Hausvater und Hausmütter, nehmt ein Beispiel daran! — Erzieht euere Kinder mit rechter Liebe, wehret ihren Unarten, leidet den

Müssiggang nicht; errichtet, wo ihr deren noch keine habt, neue Mädchenarbeitschulen im Dorfe, stellt eine brave christlichdenkende Person als Lehrerin an, die daherigen Kosten sind im Vergleich mit dem Nutzen, den ihr schon für euere Haushaltung davon erntet, gewiß unbedeutend und vergesset nicht des Psalmwortes: „Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen.“ Es kommt nicht auf das Wenig oder das Viel, es kommt auf die Treue an; wo diese ist, da ist Gottes Segen, und wo der ist, ist man reich genug, wenn man gleich nicht zu den reichen Städtern und nicht zu den Geld- und Kornbauern gezählt wird.

Den Rest des Tages brachte der Hinkende Boten noch bei seinem redlichen Freund zu, der ihn an selbem Tage nicht weiters ziehen lassen wollte. Beide gaben sich beim Abschiede am folgenden Morgen das Wort, einander im künftigen Jahre wieder zu sehen. — Einige Zeit nachher ließ der Großvater dem Boten, durch eine gute Gelegenheit, melden, nach dem letzvergangenen Nähsschulexamens hätte er keine Nadel mehr in die Finger nehmen müssen, um Strümpfe und Gewand zu flicken, die Großtochter habe die Besorgung alles Flickwerks in der Haushaltung auf's Willigste übernommen.

Wo Fleiß und Treue sind vereint,
Die Segensonne Gottes scheint.

Der krumme Buckel.

Ein starkleibiger Strolch, der in Folge Müssiggangs sammt Weib und Kindern seiner Gemeinde zur Last gefallen war, trat vor die Armenbehörde, mit herausfordern dem Zone Unterstützung begehrend; es wurde

ihm geantwortet, warum er schon wieder aus der Arbeit getreten sei, bei der er vor Kurzem 7 Bäzen täglich verdient habe? — Er antwortete: Für sieben Bäzen will ich mir keinen krummen Buckel wachsen lassen.

Ebenderselbe wollte, einige Jahre früher, bei einem Emmenthalerbauer in Arbeit treten und forderte vor Allem aus, daß man ihm fünfmal des Tages zu essen geben solle. Hierauf fragte ihn der Bauer: Und wenn du bei mir den ganzen Tag fressen und nichts anders thun willst, wie viel Lohnforderst du dann für deine Mühwalt? — Der faule Bursche blieb verdutzt die Antwort schuldig. — Für solche Tagdiebe ist das Recept bewährt: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.

Bet' und arbeit', dann bringst du's weit!

Auf Einen, der einst zu Schwarzenburg
bei einem Wettfressen den Preis
erlangt hatte.

Du wüster Sauerkabisheld,
Wie tief bist du gefallen;
Sieh, jezo wirst du hingestellt
Auf diesem Blatt vor Allen!

Du rufst: Der Kampfpreis, der ist
mein!
Vor Allen anmarschieret,
Und grunzest wie ein wildes Schwein,
Das in dem Wald kampieret. —

Der unentwegte Brautwerber.

Es waren einmal zwei Brüder von sehr ungleicher Art; der ältere ein schlauer Pfiffigus und Spekulant, der jüngere nicht viel Wesens machend und das Geräusch der Welt meidend, still und häuslich. Der ältere

hoffte den jüngern zu überleben und ihn
beerben zu können. Allein unerwarteter
Weise kam diesem das Heirathen in den Kopf.
Er wollte absolut eine Frau nehmen und
Haushaltung machen. — Was willst du noch
in deinen alten Tagen für dummes Zeug
anstellen, schnurrte ihn der ältere an; du,
eine Frau nehmen? Du kannst dich ja nicht
einmal selber durch die Welt bringen und
willst gar eine Familie in's Feld stellen und
erhalten; bedenke doch, was das auf sich
hat! Ich bitte dich, Bruder, laß dir das
Ding aus dem Kopf und sei doch vernünf-
tig! — Der Heirathslustige erwiederte: „I
hürathe für mi u für niemer anders!“ —
Einige Tage nachher, als es schon darum
zu thun war, die Verkündung anzugehören,
versuchte der ältere noch diesen Vorschlag,
um die projektierte Heirath seines Bruders
mit einer Schneiderin zu hintertreiben; er
sprach zu ihm: Ich mache nun den letzten
Versuch, dich von dieser verderblichen Hei-
rath zurückzuhalten. Sieh, weil du mein
Bruder bist und ich dich aufrichtig liebe, so
verspreche ich dir hiermit feierlich: Ich will
dir alle Tage deines Lebens drei Bäze geben,
bis zu deinem Absterben, wann du ledig
bleiben willst; thue mir doch das Herzeleid
nicht an. Der unentwegte Brautwerber er-
wiederte: „B'hal du dñni drei Bäze für di-
selber, i hürathe für mi u nit für ne andere.“

Einige Wochen nachher fand die Heirath
statt und es ist aus derselben ein gar armes
Wesen geworden.

Das erste Stadtthor zu Bern. (Mit einer Abbildung.)

Da der hinkende Bote nicht nur ein Büch-
lein ist, worin jeweilen zur kurzweiligen
Unterhaltung seiner freundlichen Leser auch

allerneueste Späße und Schwänke erzählt
werden, die sich zu Stadt und Land zugetra-
gen haben, sondern mit Recht, den Titel
oben anführt: „Historischer Kalender“ und da es im rechten Sinn des Wortes, wie
schon Salomo gesagt hat, eigentlich unter
der Sonne nichts Neues giebt, weil sich
Alles im Leben der Völker und einzelner
Menschen blos wiederholt, so bringt er zu-
weilen, wie es sein Botendienst mit sich
führt, auch Uraltes auf's Tapet, von dem er
auf seinen Landreisen gehört hat und vermu-
then kann, es werde seinen lieben Landsleu-
ten, wie ihm selber, noch wichtiger vorkom-
men als manches Nagelneues.

Es giebt Leute, die das Alte verwerfen,
blos weil es alt ist, haben aber groß Unrecht
und den Boten hat's manchmal geärgert,
wenn er an einem Marktdienstag in der Ger-
bernslaube, bei der alten Hauptwache, unter
den feilgebotenen Sachen der Grempler gar
die Porträte alter Väter und Großmütter
und Urahnen gesehen hat, die vor Zeiten in
den Säällen und Wohnzimmern mancher
wohlhabenden Haushaltungen an der Wand
gar stattlich ausgesehen haben und nachher zu
Zielscheiben gebraucht worden sind für Bol-
zen und gar Pistolenkugeln. Man sollte
solche Familienstücke, aus Unständigkeitss-
ühl, nie dem Spott der Jungen preisgeben.

Wir haben neuerlich gelesen, wie die
Franzosen zu Rom, welche die weltberühmte
Siebenhügelstadt militärisch besetzt haben,
um den Pabst vor seinem eigenen Volke zu
schützen, aus Achtung für die Geschichte der
alten römischen Republik, in Verbindung
mit einer Gesellschaft geschichtsforschender
dortiger Männer, eine Unternehmung zu
Stande gebracht haben, mittelst Nachgra-
bungen in der Stadt, Gegenstände von histo-

rischem Werth aus dem Boden, worin sie seit bald zwei Jahrtausenden begraben liegen, wieder ans Tageslicht zu bringen: denn manches der heutigen Gassenpflaster zu Rom ist, in Folge der vielen Erdbeben, Bürgerkriege und Feuersbrünste, die seit den Tagen, da weiland Kaiser Augustus regiert hat, über Rom ergangen sind, wohl 15 Fuß hoch über dem alten Gassenpflaster: durch die Trümmer und den Schutt jener Verheerungen haben sich das Beet des Flusses Tiber, der Rom durchfließt, wie seine Ufer und die Straßen gar merklich erhöht, wie es im Lauf von 6 Jahrhunderten auch zu Bern geschehen ist, wo die tiefen Schlüchte des Thiergrabens beim Zeitglockenturm und des Dachnaglergrabens beim Käfichturm auch mit dem Schutt der Feuersbrünste ausgefüllt worden sind, die mehr als einmal die Stadt fast gänzlich zu Grund gerichtet haben, während doch bis 1798 kein bewaffneter Feind im Stand gewesen ist, Bern zu erobern, was der alten Stadt zu großer Ehre gereicht.

Es wäre zu Bern noch manches Merkwürdige unter dem Boden zu entdecken. Zwar keine verborgenen Schätze, aber Ueberbleibsel von Bauwerken aus der ältesten Zeit der Stadt, in der nicht alle Häuser nur hölzern waren, sondern, viele, bis zum ersten und zweiten Stockwerk, eine steinerne Außenseite hatten, an der sich, nach der Sitte der Zeit, Wappen und Inschriften befunden haben. — Zu den wenigen Gebäuden in Bern, die noch aus den allerersten Zeiten der Stadt, also aus dem zwölften Jahrhundert herrühren, gehört unstreitig das erste Stadttor, das, noch jetzt halb vergraben, am Uarufer steht, nachdem sich im Lauf von sechs Jahrhunderten, so-

wohl der Uarengrund durchs Geschiebe als das Ufer daran durch Schuttablagen und die anstoßende Gasse durch zeitweilige Auffüllung bedeutend erhöht hat. Jedes Berner, Städter oder Landmann, in dessen Adern noch ächtes Bernerblut von dem alten Heldenvolk herstammend, sollt, das die Stadt zweimal in gleichen Sommer 1288 gegen den sie belagernden deutschen Kaiser Rudolf von Habsburg mit Ruhm und Ehre vertheidigt und später die Schlachten am Donnerbühl, Laupen, Grandson und Murten geschlagen hatte, muß es interessiren, etwas von dem allererst.n, zu unsren Seiten gänzlich unbeachtet gewordenen, Stadttor Berns zu vernehmen; es ist nicht das heutige sogenannte untere Thor, dem man's auf den ersten Blik ansieht, daß es aus viel späterer Zeit stammt, nämlich erst aus den fünfzig Jahren des vorigen Jahrhunderts, 1758, sondern der, kaum zur Hälfte noch, am Uarufer aus dem Boden hervorragende Thorbogen beim sogenannten Ramseierloch an der Matte, neben der Gasse, die den Namen „Eng“ trägt.

Der Bote hat seinerseits dem alten unbeachteten, bereits entstellten Stadttor die Ehre erweisen wollen, es abzeichnen zu lassen und somit die Ueberreste für die Mit- und Nachwelt aufzubewahren. Es sieht heut zu Tage nicht sonderlich heimelig und imposant mehr aus. Durch ein abschüssiges Höhlein kommt man zum ehemaligen Ramseierloch, einem kleinen Gebäude, welches noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Thorgerichtsgefängenschaft des untern Stadtquartiers gewesen war und seinen Namen von dem ersten Delinquenten erhalten haben soll, der darinnen eingesperrt worden ist, weil er sich störrisch gegen die

bestehende Ordnung aufgelehnt hatte, sich selbst zur Strafe und Andern zum Exempel. Dieses nun zwar zur Schmiedewerkstätte umgewandelte Gebäude stößt ans alte Stadtthor, dessen Durchgang halb vermauert worden ist, nachdem er Privateigenthum geworden war; man unterscheidet jedoch leicht das uralte Mauerwerk des, aus dem Schutt- boden herausragenden, Thorbogens, dessen noch sichtbarer Theil kaum mehr die Höhe einer gewöhnlichen Hausthüre hat — von den neuen Zuthaten. Beim letzten Besuch hörten wir aus einem bretternen Verschlag am Thor Ziegen meckern, die, wie die Dün- gerablagen am Aaruser nebst den Hühnern darauf, ans alte erste Bern erinnerten, in dessen Häuserreihen viele Scheunen waren, nebst den Schweinställen und Misthaufen vor den Häusern, die zum großen Verger mancher Hausfrau Anno 1313 weggeschafft werden mußten, weil der Rath fand, dieselben seien einer Stadt, wie Bern, unanständig und es sei unschicklich, daß, wenn die Burgerstöchter an den Abendstunden unter den Laubengängen lieblich singen, die Schweine darein grunzen. Damals wuchs auf den Straßen das Gras ungehindert, denn erst 1399 wurden sie mit Kieselsteinen gepflastert; an der Sonnseite zog sich, an manchem Hause, das, wie die meisten der Stadt, nur zwei Stockwerke hatte, Reblaub bis unters Dach und beschattete die kleinen, anstatt mit gläsernen Scheiben, nur mit Beutel- tuch vermachten Fenster.

Woran erinnert doch dieser halbbegrabene summe Zeuge der alten Heldenzeit, der erst 1463 seines Hüter- und Wächteramtes entlassen worden ist, als ein wenig weiter stromabwärts die steinerne Brücke erbaut wurde, mit dreien Bogen, die noch jetzt ste-

hen. Vom Jahr 1191 an stand er am Fahr, das von ihm zum Klosterlein der armen Schwestern über die Aare führte; im Jahre 1230 erbauten die Berner, mit Hülfe des Grafen von Savoi, dem Kyburger zum Kreuz, die erste hölzerne Brücke an diesem ersten alten Thorthurm; da wurde das Stadtwappen an der Landseite des Stadt- thors angemalt, ein schwarzer Bär auf grünem Boden im weißen Schild und darunter war an der Mauer die Inschrift zu lesen: „An dem niunten Tag nach sant Valentinus tag nach Gottes geburt 1191 hub herzoge Berchtold von zeringen die stat Berne an ze buwen.“

Dieser Thorthurm sah dem blutigen Kref- fen zu, welches Gottfried von Habsburg Laufenburg den Bernern am jenseitigen Ufer lieferte, wie er ihrer 350 gefangen nahm, und viele in die Aare hinausdrängte; aber noch schrecklicher war die Niederlage unserer Vorfahren im Jahr 1289 in der Schoos- halde; daß doch die allzukühnen hizigen Streiter, unter Venner Brüggelers Anfüh- rung, nicht durch dieses Thor hinaus wären gelassen worden, bis der Gewaltshause aus der obern Stadt sich angeschlossen hätte! Da- mals war's, daß das blut- und schweißbe- träufte Stadtpanner verloren gieng und nur ein Fezen davon in die Stadt zurückgebracht ward. Was ist doch auch der tapferste Muth ohne Ordnung! Das Klaggeheul der vielen, ihrer Beschützer und Verorger beraubten Wittwen und Waisen vermochte nicht, dem Tode die zahlreiche Beute zu entreißen. Damals war der Thurm zur Trauertpforte geworden; aber er hat auch als Triumph- bogen gedient. — Er könne erzählen, wie er, als die Stadt von einheimischen Fein- den wie umringt war, bei Nacht und Nebel

Das erste Stadtthor zu Bern.



zwei tapfere Bürger, in grauem Pilgergewand, durch- und hinaufgelassen hatte, auf unbekannten Wegen beim Grafen von Savoia Hilfe zu suchen und wie durch dieses Thor, als durch eine geschmückte Ehrenpforte, Könige, Kaiser und Päpste in die Stadt eingezogen sind und daselbst so gut und herrlich gehalten wurden, daß sie es nachher nicht genug haben beschreiben und rühmen können.

Kurz und gut; es wäre Vieles von diesem Stadthor zu erzählen und wenn der Hinkende Bote noch einmal zu dem Staldenbürger kommt, der die alte geschriebene Nydeckerchronik hat mit den merkwürdigen Malereien und er nicht allzusehr pressirt ist, so nimmt er noch einmal die Frechheit und ist so unverschämt, um die Gunst zu bitten, wieder hineingucken zu dürfen und allenfalls Gint und Anderes zu notiren, was dann so frisch und warm den Kunden und lieben Lesern mitgetheilt werden soll.

Wie sich ein Herrlein seiner Mutter- sprache verschämt hatte und darob derb zurechtgewiesen worden ist.

Besagtes Berner-Herrlein war in den 1780er Jahren zu Stuttgart in der nämlichen Erziehungsanstalt gewesen, in welcher der so weltberühmt gewordene Dichter Schiller auch Unterricht genossen hatte. Nach der Heimath zurückgekehrt wollte der durchaus fremd aussehende Berner sein Schwabendeutsch nicht mehr mit dem von ihm verachteten Berndeutsch vertauschen. Eines Morgens, als die Arbeitsleute auf dem Landgute seines Vaters ihre Ackerräthschaften nahmen und damit auf's Feld hinaus gehen wollten, trat er vornehm

thuend zu ihnen, sie hochdeutsch anredend. Ihm zunächst stand eine Haue, den Halm aufwärts gekehrt, frei auf dem Boden. Indem nun das Herrlein die Spize seines Fusses auf das Eisen der Haue setzte, fragte es: „Wie nennt man denn hier zu Land ein solches Ding?“ Aber im gleichen Moment schlug ihm das obere Ende des hölzernen Schafthalms der Haue ins Gesicht, weil er unten mit seinem Fußtritt auf das Eisen der Haue den Schlag unvorstellich selber veranlaßt hatte. — „Donners Haue!!“ schrie er zornig aus und wurde von allen Anwesenden ausgelacht. — Jener Oberhasler war, in Betreff der Sprache anderer Meinung: „Es ist kein' scheenderi Sprach als yst, mir verstan en- and gar güoth!“

„Wer Fremdes nachahmt ohne Maß und Ziel,
Den kann auch züchtigen ein Hauenstiel.“

Zu welcher Parthei gehörst du?

So fragte einmal ein Gwundriger seinen fleißigen Nachbar. „Ich gehöre zu der Parthei,“ antwortete dieser, „von welcher Gott der Herr schon im Paradiese gesagt hat: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“

Verwandtschaftliche Beweggründe.

Als es einst an einem, Ort dessen Bewohner sich rühmten, bei ihnen sei der altväterische aristokratische Sauersteig bis auf die letzte Spur verschwunden, um die Wahl eines Gemeindeobmanns zu thun war, fragte daselbstemand seinen Nachbar, wem er die Stimme geben wolle? Dieser erwiederte: Dem A. — Und warum dem A? wurde

wieder gefragt. „He, dafür cha-n-i di brichte. Sy Urgroßatt oder wie me sage ma, sy Stinkähni u mym Großmueti sy Steufatt sy Schwöster g'sy; i thue's wäge der Verwandtschaft.“ — Ei, du Aristokrat!

Wie das Städtlein Unterseen schwer heimgesucht worden ist.

Bekanntlich ist das Jahr 1851 für unser Volk und Land ein stürmisches und verhängnisvolles gewesen in mehr als einer Hinsicht. Schon der Schaden, den die Gewässer, während des Sommers, an manchen Orten angerichtet hatten, war so außerordentlich groß, daß man nach dem Bettag für die Wasserbeschädigten von Haus zu Haus eine Liebesssteuer veranstalten mußte; nicht nur viele Pflanzungen giengen zu Grunde, sondern auch Menschenleben wurden von den wütenden Fluthen weggerafft. Zu Unterseen stürzte die Alarbrücke ein, sammt der Mauer des Ufers daran, auf welcher eben viele Leute standen, dem dahertobenden hohen Wasser zuzuschauen; vier Personen, unter denen ein Mädchenlein, fielen in die Ware und ertranken. Noch größer war der Schrecken als am ersten December des nämlichen Jahres, Nachts um 2 Uhr, unter furchtbarem Krachen, die Kirche des Städtelins zusammenstürzte; das Getöse war so erschütternd und schreckhaft, daß die dadurch aus dem Schlaf geweckten Bewohner meinten, der nahe Harder stürze auf sie herunter und wolle die ganze Ortschaft unter seinen Felsen begraben. Die Kirche lag in Trümmern. Das war in der Nacht von einem Sonntag auf den Montag geschehen. Tags zuvor hatten Einige, während des Gottesdienstes, über ihren Häuptern,

vom Dache her, ein dumpfes, sonderbares Getöse vernommen; Andere bemerkten in den Mauern der Kirche einzelne neue, nicht große, Spalte — sonst sah die Kirche gut aus und war vor einigen Jahren reparirt worden. — Noch am vierten Tage, nach dem Einsturz des Gotteshauses als eben Unterseenmarkt war, standen auf dem Schutt der Kirchenmauer drei Orgelpfeisen aufrecht, dabei ein Theil des Orgelgehäuses, an welchem ein hölzernes Englein mit zum Munde gehaltener Posaune saß — welcher Anblick viele Leute recht wehmüthig machte. Jetzt schien der Engel nicht mehr den Psalmen gesang zu begleiten, sondern mit kläglichen Tönen es in alle Welt hinaus anzugeben, was geschehen war. Wie schade um das zertrümmerte Orgelwerk! (Apropos! Vor einigen Jahren hatte der Vate vernommen, einer Gemeinde in unserm Lande sei die Orgel der Kirche auf die Gant gethan worden; das hat ihn sehr geärgert, denn was zu Dienst und Ehre Gottes bestimmt ist, sollte vor Gantsteigerungen sicher gestellt sein, wie den Kindern die Schulbücher und den Handwerkern die Werkzeuge). Ein Balken des niederstürzenden Daches hatte vom Taufstein ein Stück abgeschlagen; der Nachtmahlstisch lag ganz zerschmettert unter dem Schutte.

So können Kirchen mit ihren sichtbaren Ziervorwerken unerwartet in grauenhafte Trümmerhaufen sich verwandeln, aber die Kirche Gottes auf Erden, die nicht mit Menschenhänden erbaut ist, die Kirche, die unsichtbar auf dem ewigen Felsen der Verheißungen Gottes steht, stürzt nicht zusammen; keine Gewässer können ihre Fundamente unterwühlen, die Tragbalken ihres Dachstuhles weichen nicht und ihre Orgel braucht nicht

einmal des Stimmens, geschweige erst, daß sie sammt den Engeln zerschlagen werden könnte. — Nein, über ihr wölbt sich der hohe Dom des Firmaments, der keiner Reparationen bedarf; Sonne und Mond und die Heere der Sterne wohnen der großen Feier bei und beten mit, wie eine andächtige Gemeinde, und singen, daß es durch Himmel und Erde tönt: „Herr Gott, dich loben wir!“ Und das Präludium wie das Nachspiel geht durch Berg und Thal und ist so schön, feierlich und doch so lieblich, wie kein Organist so was zu produzieren capabel wäre!

Noch steht unentwegt die alte Klosterkirche von Interlaken, schon ihre siebenhundert und zwei und zwanzig Jahre, auf ihrer Stelle. „Die het's em el o g'ha“ und wird noch manch elegantes Pensionshaus sammt seinen grünen Vorläden überdauern. Das muß man den Alten lassen: Was sie gebaut haben, ist solid gemacht worden.

Etwas über die Telegraphen.

Als jüngst der Bote mit seinem Briefsack durch die alte große Straße einhergieng, und um sich sah, was es etwa Neues in der Welt gebe, das er zu Hause erzählen könnte, fielen seine Augen auch auf die neuen Stangen, welche längs der Straße eingesteckt waren. Der Bote, gewöhnt alles genau zu prüfen, sah bald, daß jede Stange ein Hütlein trug und über alle hinweg ein Drath gespannt war. Anfangs dachte er, es sei etwa eine große „Wösch“ im nächsten Dorfe, die hier getrocknet werden solle, und freute sich über die Säuberlichkeit der Leute. Als er aber eine gute Stunde lang längs diesen Wöschstangen hingegangen war und

dieselben kein Ende nehmen wollten, kam ihm das Ding doch furios vor. Eben wollte er einen Stein aufheben um zu untersuchen aus was für einem Stoffe die glänzenden Hütchen bestehen, als er von hinten pfeifen hörte. Es war der Posthalter von N., ein guter Freund des Boten, der sein Wägelein anhielt und ihn ziemlich hart anfuhr: was er für einen Einfall habe, das Glas zu zertrümmern? Der Bote sagte: nichts für ungut, aber ich möchte wissen was dieses Ding bedeutet, und der Posthalter erwiederte, wenn du aufsuchen willst, so kann ich dich ein wenig über den Telegraphen belehren. Dem Boten war dieses ebenrecht, einmal weil er nicht ungerne eine Strecke weit reitet, und dann merkte er schon, er könne wieder etwas Neues lernen um es seinen Zuhörern zu erzählen. Er gab also acht auf die Erzählung des Posthalters, der etwa also redete:

Um von einem Ort zum andern schnelle Nachrichten mitzutheilen, hat man schon in alten Zeiten die Zeichen benutzt. Man pflanzte auf einem Berg eine Fahne auf oder zündete ein Feuer an, nachdem man zuvor verabredet hatte, was dieses Zeichen bedeute. Aber solche Zeichen waren gar unvollkommen, denn man konnte sie höchstens einige Stunden weit sehen und konnte nur gerade von einer Sache sich Nachricht geben, über die man vorher sich verabredet hatte. In fremden Ländern vervollkommenete man diese Zeichensprache, indem man etwa von zwei zu zwei Stunden auf einem Hügel einen Thurm erbaute und auf dem Dache bewegliche Stangen aufstellte. Diese Stangen konnten in verschiedene Stellungen gebracht werden, welche Buchstaben bedeuten, so daß man von dem einen Thurm zum

andern einen Buchstaben nach dem andern vormachte. Sobald man den Buchstaben auf dem zweiten Thürme sah, machte man ihn nach und nun konnte er auf dem dritten Thürme gesehen und wieder nachgemacht und weiter verbreitet werden. Auf diese Weise buchstabirte man die Zeichen viele hundert Stunden weit fort. Man schrieb also auf große Weite durch die Luft und darum heißt die Vorrichtung ein Weitschreiber, auf griechisch: Telegraph. Aber diese Vorrichtung war immer noch sehr unvollkommen, denn bei Nacht oder bei Nebel konnte man sie nicht gebrauchen. Sie war auch kostspielig wegen der vielen Leute, die auf allen Thürmen aufpassen mussten. So kam es, daß nur die Fürsten und großen Herren solche Einrichtungen machen konnten und andere Leute, die doch auch hie und da gerne eine Nachricht recht schnell erhalten möchten, mussten sich mit dem Zusehen begnügen. Die Naturkunde, welche schon so viele schöne Entdeckungen gemacht hat zum Nutzen der Menschen, hat auch hier geholfen und aus der Küche der gelehrten Herren ist eine neue Entdeckung hervorgegangen, welche die mannigfaltigsten Anwendungen verspricht. Der Bote, welcher zu jeder Zeit einen großen Respekt vor der Wissenschaft hatte, besonders wenn sie auch für unsereins etwas Brauchbares liefert, passte auf, aber er konnte sich doch nicht enthalten, die Frage aufzuwerfen: wozu nützt denn der Telegraph? Der Posthalter war auf diese Frage gefaßt und fragte wiederum den Boten: wozu nützen denn die Briefe? Ja, Briefe, die sind in vielen Fällen außerordentlich bequem, sonst müßte man eigens dahin schicken, um die Antwort zu holen, die jetzt ein Brief bringt! Aber der Tele-

graph, so behauptete der Posthalter, thut mehr als der Brief. Auf den Erfolg des Briefes müßt ihr oft Tage lang warten. Der Telegraph kann in wenig Minuten die Antwort bringen. Im Handel wäre oft eine Frage um den Verkaufspreis an einem entfernten Orte ungemein wichtig, aber die Antwort würde zu spät kommen, um euch hier darnach richten zu können. Der Telegraph bringt sie gleich. Ein Dieb, ein Mörder erreicht nach vollbrachter Misshandlung den Postwagen oder die Eisenbahn und entflieht der gerechten Strafe, aber wenn er in der Ferne ankommt, warten schon die Landjäger beim Aussteigen. Wie ist das möglich? Der Telegraph hat es vorher gemeldet! Auf einer Reise erleidet ihr einen Unfall. Ihr meldet es sogleich durch den Telegraphen nach Hause und am folgenden Tag ist eure Frau da, die euch besorgt. Wie ist das möglich? Der Telegraph hat die Nachricht gegeben! Der Bote hatte früher geglaubt, es sei schon zu viel, daß die Post-Kutschen ihm sein Handwerk verdorben, jetzt sah er aber ein, wie bequem und nützlich es in vielen Fällen ist, noch auf schnellem Wege Nachrichten zu erhalten, und war sehr begierig das Mittel dazu ein wenig näher kennen zu lernen. Er spitzte deshalb beide Ohren, als der Posthalter ungefähr so fortfuhr:

Der Blitz bewegt sich mit einer solchen Schnelligkeit, daß dieselbe sprichwörtlich geworden ist. Wenn du sagst: „mit Blitzschnelle“ so denfst du vielleicht nicht einmal daran, wie sehr du den Mund voll nimmst. Denn du mußt wissen, daß ein Blitz, welcher um die ganze Erde herumfähre, noch keine Sekunde Zeit gebraucht hat, wenn er wieder an dem Anfangspunkte ankomme. Denke

dir nun, man habe es in seiner Gewalt von einem Orte zum andern, etwa von Bern nach Solothurn einen Blitz abzuschicken, so kommt dieser mit seiner ungeheuren Geschwindigkeit in Solothurn beinahe in dem gleichen Augenblicke an, wo er in Bern abgesandt wurde, und ein solcher Blitz wäre ein Zeichen von einer bestimmten Bedeutung. Es bedeute derselbe z. Expl. den Buchstaben A, zwei schnell auf einander folgende Blitze bedeuten B, ein lang andauernder Blitz bedeute C, ein langer und ein kurzer schnell nach einander bedeute D, und so könnte man das ganze ABC mit langen und kurzen Blitzen zusammenschreiben. Der Bote schüttelte den Kopf und es stunden ihm die Haare zu Berge, wenn er an die neumodische Dinte dachte! Der Posthalter aber fuhr fort: Es steht allein in der Gewalt des allmächtigen Gottes die Blitze des Himmels dahin zu leiten, wo es seine Vorsehung bestimmt! Aber der Blitz ist eine Kraft, welche wir im Kleinen auch erzeugen können. Die Elektrisirmaschine, die du wohl auch schon im Schulhause oder im Pfarrhause gesehen hast, giebt kleine blitzähnliche Funken, die nur durch ihre Kleinheit von dem wirklichen Blitz verschieden sind. Die Erzeugung dieser Kraft beruht darauf, daß man eine Glasscheibe mit einem ledernen Kissen reibt. Man kann sie auch hervorrufen, indem man eine Kupferplatte und eine Eisenplatte zusammen in Salzwasser taucht und von der einen Platte zur andern einen Drath spannt. Alsdann geht durch diesen Drath ein ununterbrochener Blitzstrom, den man den elektrischen Strom nennt. Statt die Platten in Salzwasser zu legen, braucht man sie nur in den feuchten Boden zu vergraben, auch können

sie so weit aus einander stehen, als man gerne will. Es wird immer ein elektrischer Strom durch den Drath gehen, sobald man ihn an beide Platten befestigt.

Wir wollen jetzt näher betrachten, wie man diese Erscheinung mit Verstand und Geschicklichkeit angewandt hat. In Bern sei z. B. die Eisenplatte in den feuchten Boden vergraben, in Solothurn ebenso die Kupferplatte, und man spanne von der einen Platte zur andern einen Drath, welcher also von Bern bis nach Solothurn reicht. Sobald man nun in Bern den Drath an die Eisenplatte legt, wird sogleich ein Blitzstrom durch den Drath bis nach Solothurn fahren. Berührt man nur während eines kurzen Augenblickes mit dem Drathe die Platte, so geht auch nur ein kurzer Blitz nach Solothurn; läßt man aber den Drath eine Zeit lang in Berührung mit der Platte, etwa so lange als man zwei zählen kann, so geht ein längerer Blitzstrom durch. So hat man es also in seiner Gewalt, zu jeder beliebigen Zeit, bei Tag und bei Nacht, bei schönem und schlechtem Wetter, kurze oder lange Blitzerscheinungen von Bern nach Solothurn zu senden. Aber diese Blitzerscheinungen sind außerordentlich schwach und man muß ein Mittel anwenden, welches den Blitzstrom verstärkt und welches in der sogenannten Volta-Säule besteht, die ebenfalls in Bern mit dem Drathe in Verbindung steht*). Ferner muß man in Solothurn eine Einrichtung treffen, um die Blitzerscheinung auf irgend eine Art bemerkbar zu machen, wenn sie ankommt, denn sie ist immer noch zu schwach um mit den

*) Volta war ein Naturforscher, der diese Vorrichtung erfand, daher sie mit Recht seinen Namen trägt.

Augen als Blitz gesehen zu werden. Diese Einrichtung ist überaus finstreich und besteht in einer vollständigen Schreibvorrichtung, die so beschaffen ist, daß die Feder jedesmal, wenn ein kurzer Blitz ankommt, einen Punkt und wenn ein langer Blitzstrom eintrifft, einen Strich macht. So kann man also in Bern mit Hülfe dieser kleinen Blitzeinrichtung Punkte und Striche schreiben, die im gleichen Augenblike in Solothurn gelesen werden. Die so geschriebenen Buchstaben bestehen nur aus Punkten und Strichen und man muß dieses Alphabet eigens lernen, wie wir in der Jugend das gewöhnliche ABC gelernt haben. Aber dazu sind nun eigene Leute angestellt um diese Schrift zu schreiben und zu lesen. Sie thun dieses mit der gleichen Leichtigkeit, wie der geübteste Schreiber und es kann sogar leicht schneller gehen, als bei manchem, dem Boten wohlbekannten, Schreiber, welcher einen guten Theil seiner Zeit mit dem Beschneiden seiner Feder zubringt, die bald zu dick bald zu fein schreibt. Du kommst z. B. in Bern vom Mittagessen und weißt gerade nicht wo hin, so gehst du auf das Telegraphen-Bureau und läßt deiner Frau zu Hause melden: so eben habe ich in der Wirthschaft zum Adler oder Sternen dieses und jenes gegessen und einen Schoppen Sauren dazu getrunken. — Der Telegraphist meldet dieses getreulich in seiner Blitzsprache nach deiner Heimat. Dort ist wieder ein Telegraphist, der die Nachricht aus der Blitzsprache in die gewöhnliche Schrift übersetzt und auf einem Zettelchen deiner Frau zuschickt. Diese wischt eben mit dem Ärmel den Mund von ihrem Mittagessen und läßt zurückmelden: wohl bekomms. — Wist du nicht gerade pressirt, so kannst du gleich auf dem Bureau

in Bern auf diese Antwort warten. Denn es braucht alles dieses nicht mehr Zeit als gerade nothwendig ist um die beiden Säze zu schreiben und von dem Bureau in deiner Heimat den Gang zu der Wohnung deiner Frau zu machen! — Dem Boten fieng es an zu tagen. Aber es blieb ihm noch manches zu fragen übrig, worüber er gerne Auskunft hätte, z. B: warum ist der Drath über hohe Stangen gespannt und wozu tragen diese die gläsernen Hütlein?

Auch darüber kann ich dir Aufschluß geben, erwiederte der Posthalter. Würde man den Drath, durch welchen die Blitzkraft oder Elektrizität von Bern nach Solothurn gehen soll, einfach auf die Erde legen, so gienge diese Kraft unterwegs in den Boden verloren, statt bis nach Solothurn. Darum erhebt man den Drath in die Luft. Aber selbst den Stangen nach könnte die Elektrizität sich in den Boden verlieren. Deshalb setzt man auf diese ein Glashütlein und windet den Drath nicht um die Stange, sondern um dieses Glas. Das Glas nämlich besitzt die Eigenschaft, die Elektrizität nicht im geringsten abzuleiten, so daß sie also in dem Drathe weiter gehen kann. Wird aber durch Muthwillen oder Zufall ein solches Hütlein zerschlagen, so kann der Drath leicht in Berührung mit der Stange kommen und dann würde an dieser Stelle die Elektrizität in den Boden gehen. Man macht deshalb die Stangen gleich ziemlich hoch, um sie vor dem Muthwillen unverständiger Kinder zu schützen und läßt durch die Ortspolizei darauf achten. Der Bote war sehr zufrieden über diese Belehrung. Zugleich fragte er weiter: aber könnte dieser Drath, welcher nun so durch die Luft geht

und die künstliche Blitzkraft leitet, nicht auch den Blitz des Himmels anziehen und dadurch großen Schaden anrichten?

Diese Frage hat schon mancher gestellt, welcher Kopfschüttelnd die neuen Einrichtungen betrachtete, erwiederte der Posthalter. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Blitz, wenn er einschlägt, vorzugsweise den Metallen folgt. Aber eben darum ist der Drath gerade ein Blitzableiter für die ganze Gegend und das einzige, was dabei gefährlich erscheint, ist der Umstand, daß möglicherweise der Blitz längs dem Drathe in das Haus geleitet wird, wo die telegraphischen Einrichtungen aufgestellt sind, wozu bei uns meistens die Postbüreaux benutzt werden. Aber auch dieser Fall ist vorgesehen. Wenn der Blitz auf dem Drathe bis zum Hause folgt, so wird er dort bevor er eintreten kann, durch eine ganz sichere Vorrichtung in den Boden geleitet. Es ist richtig, daß vor Einführung dieser einfachen Vorrichtung, in jenen Ländern, wo man längst schon solche Telegraphen hat, häufige Unglücksfälle sich ereigneten und wenn auch der Blitz nicht eben zündete, so zertrümmerte er doch die kostbaren Apparate. Jetzt aber hört man nichts mehr davon. Die Dräthe gehen von einem Orte zum andern, so daß alle Städte und grösseren Dörfer, wo man die Kosten für die Einrichtung nicht scheute, mit einander verbunden sind. So sind diese Dräthe wie ein großes Spinnengewebe über die ganze Schweiz verbreitet und vom Bodensee bis zum Genfersee, von Basel bis in die Lombardei kann man überall hin und mit der gleichen unglaublichen Schnelligkeit eine Nachricht mittheilen. Und wohlverstanden, Federmann kann diese schöne Einrichtung benutzen. Es ist Manchem in vielen

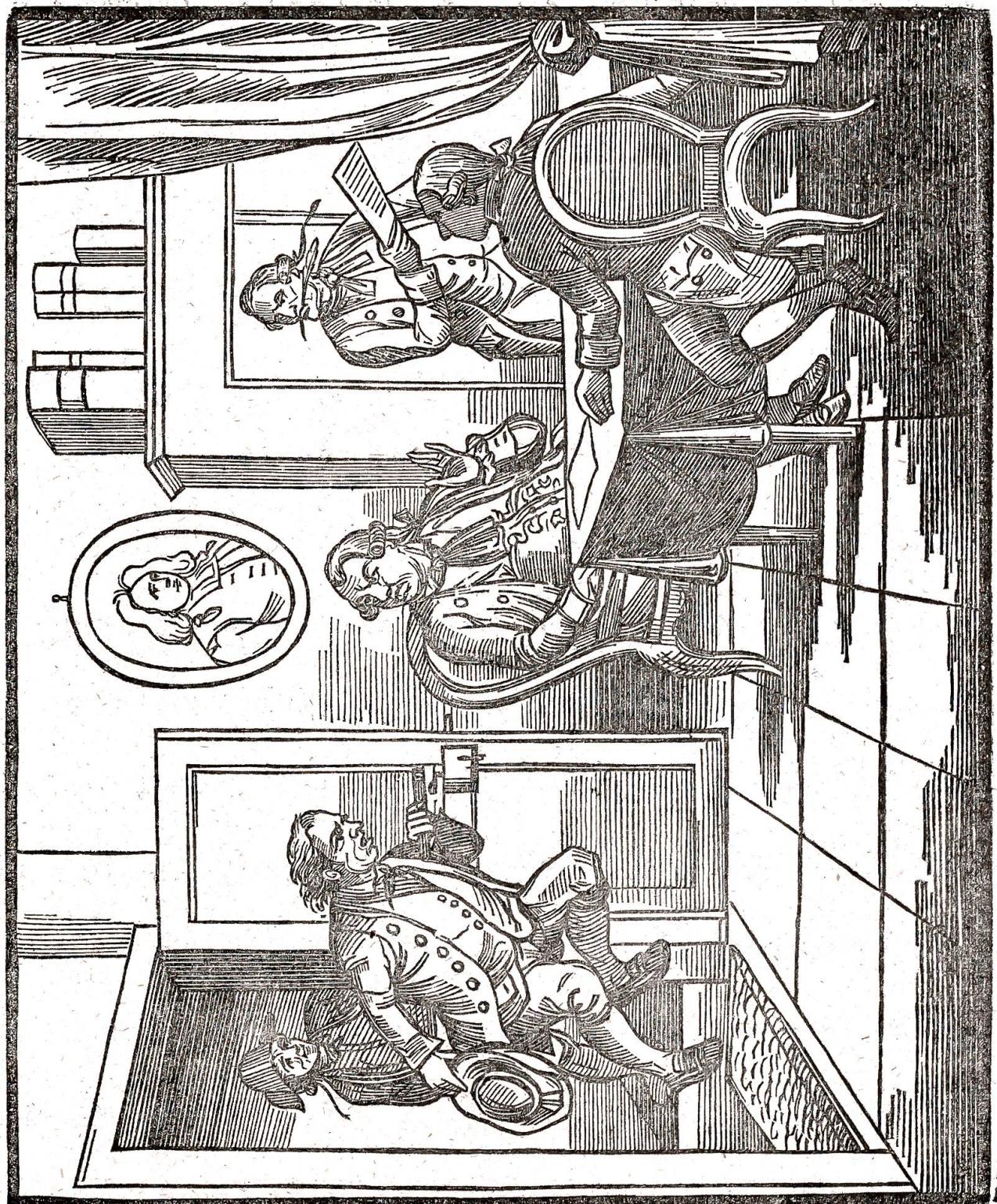
Fällen ein Franken werth, mit dieser Blitzpost eine Nachricht mitzutheilen oder zu erhalten, und mehr kostet es nicht. —

Der Bote hat nun andere Gedanken über diese Sache und möchte gar sehr wünschen, daß alle Leute, welche mit misstrauischem Blick die Stangen und Dräthe betrachten, auch ein wenig wüssten, was sie zu bedeuten haben. Den Boten aber wird es nicht mehr gelüsten, Steine nach denselben zu werfen. Lieber möchte er selbst den Hut abziehen vor den merkwürdigen Einrichtungen in der Natur und vor dem Verstande der Menschen, welcher die Kräfte, vor denen unsreines sich fürchtet, so einzurichten und zu zwingen weiß, daß sie statt uns zu schaden, zum Nutzen aller angewandt werden!

D's Decheli.

(Mit einer Abbildung.)

Es war einmal ein Schultheiß zu Bern, bei dem der Arme wie der Reiche freien Zutritt hatte; er sah jedoch die Notwendigkeit nicht ein, daß beim Regenwetter, die Landleute, welche vor seine Audienz kämen, einen Theil des Strafenthees an ihren Schuhen ihm in die Stube hinaufbringen und daselbst ablagern sollten; er liebte vor Allem die Reinlichkeit und hatte deswegen bei seiner Hausthüre ein eisernes Schuhputzisen anbringen lassen und noch vor seiner Audienzstübenthüre eine strohgeflochtene Decke zur Säuberung der Schuhsohlen; auch hatten die Hausdiensten den Auftrag, besonders die Landleute, die zu Ihr Gnaden wollten, zu erinnern, sowohl unten bei'r Hausthüre, als noch droben bei'r Thür des Audienzzimmers, die Schuhe von



unsaubern Anhängseln zu reinigen. Bei sehr unfreundlichem Regenwetter begab es sich, daß ein schwerer, vierschrötiger, bereits bejahrter Emmenthaler Einlaß zum Stadthaupt begehrte. Der Hausknecht hieß ihn, die Schuhsohlen über dem, bei der Hausthüre angebrachten, Puziesen abstreichen und ermahnte ihn zum voraus, wenn er vorgelassen werde, so solle er nicht vergessen, noch beim „Decheli“ vor Ihr Gnaden Thüre die Schuhe zu reinigen. Nun wurde er droben angemeldet. Der Bediente brachte dem Landmann den Bescheid, er möge nur herauskommen; die Audienzzimmerthüre war offen gelassen worden. Noch am Anfang des Ganges, an dessen Ende die Stube des Schultheißen war, erinnerte der Knecht den Bauern: „Vergiß de d's Decheli nit!“ — Dieser verstand die Ermahnung so, als verbiete sie ihm, die strohgeslochtene Decke vor der Stubenthüre mit den Schuhen zu berühren und war sogleich entschlossen, ohne Berührung des Decheli, bestmöglichst hinein zu kommen. Weil er aber wohl bemerkte, daß die Strohdecke von ziemlicher Größe war, so nahm er von der Mitte des Ganges an aus allen Leibeskräften einen raschen Anlauf und setzte im Galopp springend über die Decke, ohne sie zu berühren, ins Zimmer hinein, worin er fast atemlos ankam. Verwundert stand der Schultheiß von seinem Schreibtisch auf, trat ernst zum erschrockenen Bauern und sprach zu ihm: „Auf so unanständige Weise ist mir noch keiner in die Stube hineingekommen.“ Beschämt bat dieser um Verzeihung, beteuerte jedoch, der Hausknecht habe ihm ernstlich befohlen, auf's Decheli vor der Thüre zu achten, deswegen sei er darüber hinweggesprungen.

Nun löste sich das Missverständniß. Der edle Staatsmann fand natürlicher Weise keinen Grund, deswegen dem Petenten zu zürnen und gab ihm gütiges Gehör; worauf, mit vergnügten Sinnen, der Bauer Abschied nahm und sich empfahl. In seine Heimat zurückgekehrt, erzählte er den Nachbarn den Vorfall und beteuerte, wenn er einem Dorfmagnaten so in die Stube gesprungen wäre, er wäre von seines Gleichen unfreundlicher und zorniger empfangen worden als von Ihr Gnaden z' Bern.

Das menschliche Leben und die alte Bernmesse.

Es haben viel Dichter, die längst verblieben,
Das menschliche Leben mit Reisen verglichen
Und Einer hat sogar scharmant,
Die Poststationen des Lebens genannt.
Die erste, sagt er, durch's Ländchen geht,
Wo manch lieblich's Blümlein am Wege steht.

Bei der zweiten die Zahl der Begleiter sich mehrt
Und die Liebe mit uns zu reisen begehrt;
Bei der dritten viel rauher werden die Wege,
Der Reisende muß über Brücken und Stege
Und bei der vierten der Tod gar als Postillon,
Ueber Hügel und Berge futschert davon. —

Aber nicht nur dem Reisen gleicht das Leben;
Man kann es sicherlich nicht uneben,
Auch einem bunten Jahrmarkt vergleichen.
Wie's an dem großen Mesdienstag sich zeigt;
Jetzt seid zur Aufmerksamkeit geneigt!!

Auf den Gassen und in den Lauben, welch Gewimmel;

Auf dem Zeughausplatz, bei den Thierhütten,
 welch Getümmel
Und Lärm in dem sonst so stillen Bern!
Da schreit's: Eine hohe Herrschaft ist gebeten,
 Nur hereinzutreten;
 's wird gleich wieder anfangen!

Mit sehnlichem Verlangen,
Drängt sich die Menge zum Spektakel hin,
Darauf gerichtet ist all' ihr Sinn.
Und Trompetengeschmetter und Paukenschlag
Wechseln mit einander den lieben langen Tag
Und Papagaiengeschrei an der Hütten Thür,
Und drinnen erst, wer bringt Worte herfür,
Den Lärm zu beschreiben?
Welch ein Geräusch und Gegacker,
Welch Reissen und Gequacker,
Und erst das Heulen und Brüllen der wilden
 Thier,
D'rob einem vergeht Hören und Sehen schier.

Und aus den Ständen in den Lauben ruft's:
Ihr Leute, wollt ihr Geld ersparen,
So kaufst von meinen wohlfeilsten Waaren!
Marktschreier leeren manche Taschen,
Mit Prahlen thun sie Gunst erhäschten,
Und Luftspringer, gar um klingend Geld,
Ihr Leben dran sezen vor aller Welt.
Der Lyrimann stets nach gleicher Weis
Musizirt, den Leuten die Zeit zu vertreiben;
„Es kann ja nicht immer so bleiben“ —
Und herum im Kreis
Zanzt mürrisch der Bär, der gewaltige Muß;
Hier ist er bezähmt, der Wildheit zum Truß.
Und das Kameel, das Trampelthier,
So groß wie ein Leiterwagen schier,
Darauf der Affe mit seinen Flausen
Dem Buben auf dem Höcker thut lausen.
Und vielen Andern in Hize und Frost
Wird oben d'rein noch saure Kost.
Gar Mancher bringt heim 'nen leeren Beutel

Und klagt: Es ist doch Alles eitel!
Aber für den, der die Nutzanwendung begehrt,
Wie sie des Lebens Anschauung lehrt,
Dem sagt der Vate in guten Treuen:
Läß dich die Arbeit nicht gereuen.
Brodlose Kunst sich nicht bewährt;
Die Ehrlichkeit am längsten währt!

Er het's emel g'ha.

Kurze Zeit nachdem die gewölbte Wimmisbrücke erbaut worden war, *) bekam sie Spalte und Risse, so daß man ihren Einsturz befürchten mußte. Der Werkmeister, welcher den Brückenbau unternommen hatte, wurde von der Obrigkeit an Ort und Stelle hingeschickt, damit er sich von den Mängeln seines Bauwerks überzeugen und denselben abhelfen möchte. In einer Landkutsche reiste er von Thun nach Wimmis mit einem Pfarrer, den er mit allerhand Wizeleien zu necken suchte, unter anderm auch mit dem Tempel Salomonis. — Des Spotters satt entgegnete trocken der Prediger: „Er het's emel g'ha.“ Mit dieser treffenden Replik brachte er den Baumeister der Wimmisbrücke zum Schweigen.

Bewund're nicht des Witzlings schlaue Zück;
Auf solche Schüzen springt der Pfeil zurück.

Begriffsverwirrungen, ansehend die
Apotheken und die Apotheker.

So viel ist gewiß, daß manchen Landleuten keine Waarenläden in der Stadt so großen Respekt einflößen, wie die Apotheken, weil darin fabrizirt wird, was eine Wirkung thut, daß, wie Einer der's erfahren hat,

*) In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Der Fünfbätzner.

freimüthig bekannte, „man längs Stück nicht weiß, hang no bppis anenandere oder nit, heig' me no ne Gring, oder heig' es ne obe-n-abgsprengt.“ Daher kommen viele mit Respekt in eine solche Butike hinein und es wird ihnen darin fast wunderlich und kurios ums Herz, wenn sie die Hunderte von bemalten Büchslein, Gütterlein und Häftelein anschauen. In Folge dessen fangen sie an dummes Zeug zu schwätz, wie einst ein Guggisberger, der in einer Apotheke fragte, ob man daselbst nicht Psalmenbücher kaufen könne; oder wie ein Oberländer, der das Geld für das in einer Apotheke gekaufte weiße Wachs dem Affen des Apothekers in die Tasche gab, der hinten bei der Thüre saß, und nachher, als ihn der Apotheker ans' Bezahlten erinnerte, meinte: „I ha d's Geld dert hinte euem Sühnli gä.“ — Auch ein Großmutterlein aus dem Buchholsterberg hat in einer Apotheke kurioses Zeug geschwätz. Zum ersten Mal in seinem Leben erblickte es hier eine Frülle, in welcher ein rothes Eichhörnchen seine Sprünge machte. Eh', was ist o das für' ne G'werb, fragte es den Apotheker, was heit d'r emel o Artigs i dem G'hüs inne? — Das ist mein Gehülfe, der mir die Pillen macht, antwortete dieser. — Ein Jahr nachher kam das gleiche Frauelt wieder her und traf in der Apotheke ein kleines Bürschlein an, dessen fuchsrothe Haare hinten am Kopfe in einen Bovf zusammen gebunden waren. Ist der Meister nicht da? fragte die Frau. Nein, antwortete der Lehrling, aber sagt nur, was ihr begehrt, ich bin sein Gehülfe. — „So bist du dä? fuhr sie fort, du hest sht dem ferndrige Jahr toll g'wachse; b'sinnst di no, wo du i der Frülle g'sprunge bist u d'Pülli g'macht hest?“

Das alte Geld ist fort und eingeschmolzen; ältere Leute werden aber noch lang Heimweh danach haben und immer dran denken, daß sie ihren Reichtum wie ihre Armut nach Bäzen und Kreuzern gezählt haben in ihrem Hauswesen von Jugend auf. So manche Geschichte hängt mit diesen verschwundenen Bäzen zusammen, von der die neuen Centimes gar nichts wissen! Auch haben die einzelnen Stücke dieses alten Geldes manchmal eine merkwürdige Geschichte gehabt, deren eine der Hinkende Bote hiermit erzählen will, wie er sie vernommen.

In einem kleinen Dörlein gieng auch ein armer Knabe zur Schule, Namens Samuel. Er hatte seinen Vater verloren, und die fromme Mutter ermahnte ihn zu Fleiß und gutem Verhalten, betete oft für ihn und bisweilen auch mit ihm, und hielt ihn fleißig zur Arbeit. Der machte in der Schule immer sein Möglichstes, den Lehrer zu befriedigen; es that ihm wohl, lernen zu können, was Kinder reicher Leute, jedoch ob er gleich einer der Geschicktesten war, so wußte er nicht drum. Die reichen Kinder mit ihren schönen Kleidern und wohlgenährten Gesichtern schienen ihm und wohl auch den Andern die Geschicktern. Seine Armut und das hungrige Aussehen schützte ihn vor Eitelkeit und Hochmuth, und behielt ihn bescheiden und demüthig, was gar schön ist an Federmann, besonders aber an der lieben Jugend. Iwar wußte der Lehrer wohl, daß Sämel, wie man ihn gewöhnlich nannte, der beste Schüler sei; aber theils um das Kind nicht etwa einbildung zu machen, theils vielleicht auch um sich nicht mit reichen Eltern zu verfeinden,

sagte er es nie; hingegen hatte er Alles nach der Wahrheit unparteiisch im Schulrodel verzeichnet.

Da kam einmal der Herr Schulinspектор, untersuchte den Schulrodel, sagte etwas zum Lehrer und sah dann nach dem Sämeli, daß dieser feuerroth wurde und meinte, er werde geschmäht. Dann wurde die Schule examinirt, mündlich und schriftlich, dabei Sämeli wieder Muth gewann, weil er sah, wie freundlich reich und arm behandelt wurde von dem Herrn Inspektor; und als er fertig war, sagte dieser, Sämeli habe den besten Aufsatz gemacht, gieng zu ihm und gab ihm mit lieblichen Worten einen Fünfbäzner.

Sämeli rauschte es im Kopf, daß er nicht mehr hörte, was noch gesagt wurde, und er mußte sich mit dem Ärmel die Thränen abwischen. In seinem Leben hatte er noch kein Geld bekommen, als den Grainenbäzen, einmal im Jahr, den er immer als ein Kleinod gespart hatte, bis ihn die arme Mutter in die Haushaltung brauchen mußte. Ein silbner Fünfbäzner war ihm fast nur von Hörensagen bekannt gewesen — und nun hielt er einen solchen leibhaftigen Fünfbäzner in der Hand und er war sein; er konnte ihn der Mutter heimtragen und durfte wohl sagen, wie er ihn bekommen. Auch war daheim lange nicht so eine Freude gewesen, wie als Sämeli mit dem Fünfbäzner heimkam. Die Mutter weinte auch vor Freude; der Knabe aber untersuchte und besah seinen Fünfbäzner aufs genaueste, las die Aufschrift, die fremden Worte der Randschrift, bewunderte den Bären darauf, besah den Rand u. s. w. Da merkte er denn, daß bei dem Buchstaben s am Rande ein kleines Löchlein sei, und als ers der Mutter zeigte,

sagte sie: daran könne er nun seinen Fünfbäzner von allen andern kennen. Die andern alle haben das gleiche Gepräge, wie seiner; aber so ein Löchlein beim s habe kein einziger außer dem Seinigen.

Der Fünfbäzner war seit längerer Zeit im Schaft der Mutter aufgehoben und wurde hier und da betrachtet, als die Mutter erkrankte. Der Arzt hatte sie freundlich besorgt und in Betracht ihrer Armut nichts dafür angenommen als die Bezahlung der Arzneimittel von der Gemeinde. Die Mutter genas allmählig wieder, aber sie hatte wenig stärkende Nahrung, und Sämeli hörte sie oft sagen: wenn sie nur ein gutes Huhn bekommen könnte, um davon Suppe zu kochen. Er fragte im Dorfe nach und fand ein solches, das man ihm um den Fünfbäzner abschafft. Seine Freude war groß, der Mutter bringen zu können, was sie wünschte, wenn auch sein Geld nun dahin war.

Sämeli, — sagte nach längerer Zeit die Mutter, — komm mit zu Markt; ich habe eine schöne Buschel Garn gesponnen, seit ich wieder gesund bin. Wir wollen sehen, ob wirs gut verkaufen können. Sämeli war hocherfreut und trug der Mutter das Garn. Es zeigte sich auch bald eine Käuferin, und als diese den bedungenen Preis ausbezahlt, war ein Fünfbäzner bei dem Gelde. Sämeli betrachtete ihn schnell und rief: Mutter, Mutter! es ist unser Fünfbäzner! Die Käuferin wußte anfangs nicht, ob sie es gut oder schlimm nehmen soll, bis man sie mit der Erklärung darüber beruhigt hatte. Der Fünfbäzner kam nun wieder an den gleichen Platz und war als ein unerwartet wiedergefundener doppelt werth.

Sämeli war indeß in die Unterweisung aufgenommen worden, und da der Pfarrer

sagte, jedes Unterweisungskind soll auch ein neues Testament haben, wurde er mit der Mutter Raths, um den Fünfbäzner eins beim Pfarrer zu kaufen, denn um diesen herabgesetzten Preis konnten Aermere das Buch bei ihm haben. Er gieng und sagte, das sei der Fünfbäzner vom Herr Schulinspektor, und Mutter habe gesagt, er könne ihn nicht wohl besser anwenden. Der Pfarrer gab ihm dafür noch ein kostbares Buch, worin auch die Psalmen waren. Tags darauf wollte Sämelis Gotte dem Knaben ein Testament beim Pfarrer kaufen, und als die vernahm, daß er um den Fünfbäzner bereits ein solches bekommen habe, tauschte sie das Geldstück wieder ein, denn sie hatte gehört, wie werth ihrem Bathen dasselbe war. Am Tage seiner Admission zum h. Abendmahl übergab sie ihm einen Brief mit schönen Ermahnungen, und unter ihrem Namen war etwas in einem Papierchen beigeschlossen. Er las der Mutter den schönen Brief, und als sie mit einander das Papierchen öffneten — da war der liebe Fünfbäzner, der Segensbote, darin.

Aber jetzt sollte Sämeli ein Handwerk lernen. Es hatte Mühe genug damit. Die Gemeinde that etwas, die Gotte half auch, indes mußte die Mutter doch das Neuerste aufwenden, und der Fünfbäzner wurde hiefür von neuem verwendet, diesmal mit größerem Schmerz als je; denn nun war wenig Hoffnung, wieder dazu zu kommen. Sämeli kam in eine andere Gegend zu einem Zimmermeister, bestand die Lehrzeit gut, wuchs zum kräftigen Gesellen heran, hatte dann in verschiedenen Gegenden und bei ungleichen Meistern guten Verdienst, und obwohl er immer seine kränkliche alte Mutter unterstützte konnte er doch noch ein

Schönes ersparen, und sein Neues Testament ließ er nie ungebraucht, mußte sich auch manchmal sagen, wie viel Gutes er demselben zu danken habe, da ihm denn oft das Geldstück, um welches das schöne Buch gekauft wurde, in den Sinn kam. — Nach dreijährigem Gesellenleben bekam er aber einen Brief, die Mutter sei frank und wünsche, er möchte heimkommen. Sein Meister wollte ihn an der Erfüllung seiner Pflicht nicht hindern und entließ ihn, wenn auch ungern, nach Hause. Daselbst angekommen waren die Leute nicht wenig über den jungen Zimmermann verwundert. Die Mädchen fanden, er habe ein recht gutes Aussehen und schöne Kleider. Die Hauväter erzählten, er sei geschickt und doch bescheiden, er könne Häuser aufs Papier machen wie gedruckt, und erkläre einem alles so manierlich, daß es einen gelüste zu bauen; das gebe einen recht wackeren Mitbürger; dem könne es nicht fehlen. Die Mütter aber bewunderten am meisten seine große Sorgfalt und Treue, die er der alten fränkischen Mutter bewies. Einer, der ein so guter Sohn sei, gebe auch ein guter Mann; die könne sich glücklich schäzen, welche ihn bekomme. Auch wars eigen, wie jetzt die fränkische arme Mutter anfang Besuche zu bekommen von Nachbarinnen, wie auch deren Töchter ihr um die Wette wollten Dienste leisten und ihrer pflegen.

„Höre, Sämi, sagte die Mutter eines Tages, du bist im Alter dich zu verheirathen. Auch merke ich gar wohl, warum mir der sonst Vergessenen, jetzt so viel Liebe erzeigt wird; sie gilt eigentlich dir. Es macht mir aber bang, wenn Hoffnungen entstehen und dann getäuscht werden, daraus giebts lebenslängliche Feindschaften. Und

wenn du selber gar da und dort solche Hoffnungen nähren würdest, so würde ich es für eine Sünde ansehen, welche zu der künftigen Feindschaft auch noch dein künftiges Glück in Unsegen verkehren müßte. Daraus sehe ich aber keinen Ausweg, als du mußt dich zu einer Wahl entschließen — oder wieder in die Fremde.“

Die Mutter war sehr bewegt, denn allweg giengs ihr nahe. Sämi aber sagte: „Ich habe schon ähnliche Gedanken gehabt, bin aber zu nichts entschlossen, als daß ich dich nicht verlassen will. Ziehe ich fort, so ziehst du mit. Indes will ichs überlegen. Morgen ist Markt in N. Ich will hin um mich mit einem Zimmermeister, den ich dort treffe, zu berathen.“

Er gieng; den Zimmermeister fand er aber nicht. Dagegen waren mehrere Schäfer aus seinem Dorfe am Markt, darunter ihn einzelne nach Landessitte mit allerlei Scherz neckten. Das zudringliche Wesen gefiel ihm jedoch wenig; er vergalt Scherz mit Scherz und gieng an ihnen vorüber. Seine Gedanken waren auf eine ehemalige Mitschülerin gerichtet, die obwohl aus gutem Hause, ihm dem armen Knaben manche Freundlichkeit erwiesen hatte. Er sah sie bei einem Stand; sie handelte um ein schönes seidenes Tuch; er nahte sich wie um sich die Kram Sachen anzusehen. Sie anzureden wagte er kaum, denn sie hatte nie wie andre sich bei der Mutter herbeigemacht. Aber als sie nun anfieng, das Geld aufzuzählen, griff Sämi nach einem Fünfbätzner und sprach: „Das ist der, welchen ich in der Schule bekam; siehe beim s das Löchlein! So hast du ihn also, Lisbeth! O ich wollte, wir könnten ihn für immer gemeinschaftlich behalten!“ — Lisbeth wurde roth, sah ihn

aber herzlich an und reichte ihm das Geldstück hin. — Das Tuch hat er der Lisbeth dann geschenkt und nach einigen Wochen waren die zwei Mann und Frau. Die Mutter ist seitdem im Frieden gestorben. Den Fünfbätzner aber haben diese Cheleute noch. Um keinen Preis hätten sie ihn gegen neues Geld eingewechselt.

Populäre Redensarten.

Man erzählt von einem Regieriger, daß er, als ihm der Landjäger einen Vagabunden, welcher ob dem Stehlen ertappt worden war, eingebracht hatte, den Dieben also angeredet haben soll, bei der ersten Vorführung in der Audienzstube: „Lieber Freund;“ (bei diesen Worten reckte der Fragende mit der Hand an die Mütze, wie wenn er militärisch grüßen wollte,) „Lieber Freund, es ist mir wirklich recht leid, Euch über Eint und Anderes fragen zu müssen; wollet Ihr da ein wenig Platz nehmen und Euch setzen? — Erygäst!“ antwortete der Gauner, setzte sich und läugnete Alles weg.

In einer etwas früheren Zeit sagte einmal ein Landvogt, neben welchem der Thurmweibel mit dem sogenannten Kinderziehmer stand, zu einem Schelmen: „Jetzt! willst du bekennen, oder willst du nicht bekennen? Lügst du mir, so lasse ich dir aufmessen, daß dir deine Seele auf den Schuhringen herumtanzt.“ — Als der Dieb sah, daß es Ernst galt, bekannte er sogleich seine Verbrechen.

Der Hahnenruf.

Fast über jedes Dorflein ist eine Anekdote in Umlauf, mit der etwa bei Gelegen-

heit, die Bewohner im Spass geneckt werden. An einem Orte darf man nicht nach dem „Salzacker“ fragen ohne zu riskiren, daß Händel entstehen könnten, anderswo ist's besser nicht den Stock über den Boden nachzuschleppen, wie wenn der Stecken ein Schleppssäbel wäre, und wieder anderwärts macht's kindische Leute zornig, wenn Einer der vorbeigeht, mit der Hand Bewegungen macht, als wollte er Wespen oder Hornisse sich vom Haupt oder Armen abwehren; an einem vierten Orte ist's noch zur Stunde nicht ratsam den Hahnenruf nachzuahmen. Letzteres kommt daher:

In einem Dorfe, unweit von Bern, organisierten die Bauern im Unglücksjahr 1798 eine Bürgerwache, deren ausgestellte Schildwachen, besonders des Nachts, darauf Acht zu geben hatten, ob man kein Herannahen der Franzosen merke. Als ein auf den Wachtposten am Ende des Dorfes beordneter Bürger, auf sein Gewehr sich stützend, eingeschlummert war, weckte ihn aus einem benachbarten Hühnerhofe ein kräftiger Hahnenruf, der ihm plötzlich durch Mark und Bein gieng. „Da sind sie!“ rief er erschrocken aus und lief so hastig er konnte, gegen die Wachtstube zu, die in der Mitte des Dorfes war, wo sich die andern für selbige Nachtwache bestellten Wehrmänner um die Schnapsflasche herumgelagert hatten. Fast athemlos stürzte er unter sie hinein und schrie: Der Feind ist da, die Husaren reiten in's Dorf, ich habe den Trompeter gehört; fliehe wer kann!! Wie auf's Kommandowort sprangen die Wächter von ihren Bänken auf und drängten sich so gegen die Thüre, daß die vordersten beinah erdrückt wurden, weshwegen natürlicher Weise dieselbe, da sie sonst nach innen zu aufgieng,

nicht geöffnet werden konnte. Nun sprangen etliche zu den Fenstern hinaus, von da über die Scheiterbeige herunter und — Alle nahmen den Reifaus.

Deswegen ist's dort noch auf den heutigen Tag nicht ratsam mit Menschenstimme den Hahnenruf nachzuahmen.

Würden die Verspotteten keinen Aerger merken lassen, jeglicher Spott würde bald aufhören.

Respekt für üsi Burger.

Zwei Burger von Bremgarten, die miteinander nach Paris gereiset, waren dort bei einer Parade über die den Zuschauern angewiesene Linie hineingetreten. Eine Schildwache wies sie mit den Worten zurück: Prenez garde bougres! (Bremgard buger!) Auf deutsch: „Macht Platz, ihr Donnere!“ Hierauf sagte der eine zum andern: „G'sehst Käbi, die hei hie emel o no für üses Burgerrecht Respekt; hesch nit g'hört, daß er vor alle Lüte g'rüst het: „Bremgartenburger!“ — Sackerlot, wie hei hie d'Lüt Lebesart, mir g'seh, daß mir z'Paris sy!

Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

(Fortsetzung von 1851.)

Ein eigenthümlicher Vogel ist auch der Kreuzschnabel, der darum so heißt, weil die Spize des Schnabels übereinander geht. Jung ist er schön roth, mit etlichen grauen Federn gemischt, älter wird er grün so wie das Weibchen. Er ist immer bei seines Gleichen, kommt im Herbst, lebt meist von Zannensamen, wozu sein Schnabel ihm hilft, die Schuppen an den Zapfen aufzusprengen; er frisst aber auch sonst allerlei Gesäme.

Das Merkwürdige ist, daß er im Winter brütet, und im Frühling, sobald die Jungen groß genug sind wegzieht. Der Abergläube sagt er ziehe die Gliedersucht von dem Menschen weg auf sich, wenn man ihn in der Stube halte. — Wäre gar fummlich, wenns wahr wär!

Der Kirschklepper, im Oberland Brombeißer, ist bekannt wegen seinem außerordentlich dicken Schnabel, mit dem er einen Kirschkern (Kirsenstein) aufbeißt. Ist nicht häufig und nicht schädlich.

Einer der hübschesten Vogel ist der Guggler. Kopf, Flügel und Schwanz schwarz, der Oberleib blaugrau, am Männchen der Unterleib roth, am Weibchen rothlich grau. Ein zärtlicher, freundlicher Vogel, der meist in Gesellschaft mit seinem Weibchen lebt, sich von Beeren und Pflanzensamen nährt, leicht zahm wird, und Lieder pfeifen lehrt, wenn man ihm, jung aus dem Nest genommen, fleißig vorpfeift.

Wir kommen nun zu sehr bekannten Vogeln, die alle in die Familie Fink gehören. Voran steht der Buchfink, einer der ersten Sänger im Frühling. Jedermann kennt ihn. Er ist aber auch, wie sehr viele Vogel, im Frühling viel schöner gefärbt als im Herbst und Winter, wo nur das Männchen bleibt, das Weibchen fortgeht. Er ist unschädlich.

Der Tannenfink. Am Männchen der Kopf schwarz, doch die Federn roßfarb eingefäbt, am Weibchen rothgrau. Er brütet höchst selten hier im Lande, sondern kommt erst im Herbst zu uns, dann aber oft in ungeheuern Scharen.

Bist du auch da, Hausspatz, du unverschämter Geselle! Alle Welt flagt über deine Schelmereien, und doch muß ich noch dein Fürsprecher sein. Man flagt es sei gar

nichts sicher vor dir; Kirschen und Trauben, das Korn im Acker und in der Scheune, der ausgestreute Same auf dem Acker, wie im Garten, das Futter der Hühner und Tauben, alles raubt dein gieriger Schnabel. Und wenn im Herbst die Schwalben wegziehen, so siehst du ihnen ihre Nester, und zwingst sie im Frühling neue zu bauen. Das alles thust du. Was soll ich zu deiner Rechtserfüllung sagen! „He ja! ich bekenne wie obsteht. Aber schau, ich kann nicht säen, nicht erndten, nichts in die Scheuern sammeln; kann mit Spinnen und Nähern, mit allerlei Arbeit nicht mein Brod verdienen, und habe doch das Recht zu leben. Niemand giebt mir etwas, so muß ich sehen wie ich mich und meine Kinder durchbringe. Dabei dien ich euch doch mehr als ihr glaubt. Ich vertilge viele Graswürmer die euch schaden; ich ernähre meine Jungen im Neste mit lauter kleinen Graswürmern, die ich aus der Blüte der Obstbäume heraushole, und wenn ich und meines gleichen nicht wären, es stühnde übel um Obst und — Bäziwasser.“ Nun ja, es ist wahr, du bist nicht nur schädlich, du thust auch Gutes, und ich stimme nicht zu deiner Ausrottung. Aber da du drei bis vier Mal im Jahr vier bis sechs Jungs auf einmal machst, also deiner gar viel werden, so wollen wir doch euch ein wenig verdünnern. Die Nester mit den Jungen zerstören, das ist weder das Schönste noch das Beste. Kreißt ihrs zu arg, so lege ich im Spätherbst oder Winter einen breiten Laden schräg hin, streue Futter darauf, und las euch ein paar Tage ruhig schmaßen, und schieße dann, wenn ihr recht dick da sitzt, mit reinem Gschrot über den Laden weg. Einige Mal wiederholt, bringt man euch am Besten auf eine billige Zahl zurück.

Du, kleiner Baumspazier, mit deinem rothbraunen Köpfchen, bist kein so schlimmer Geselle. Deiner sind viel weniger, ihr lebt nicht so in den Häusern, sondern im Feld und nistet in hohlen Bäumen. Von euerem Schaden ist fast nicht zu reden, und ich empfehle euch zur Schonung. (Fortsetzung folgt.)

Das Bundesrathaus in Bern.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

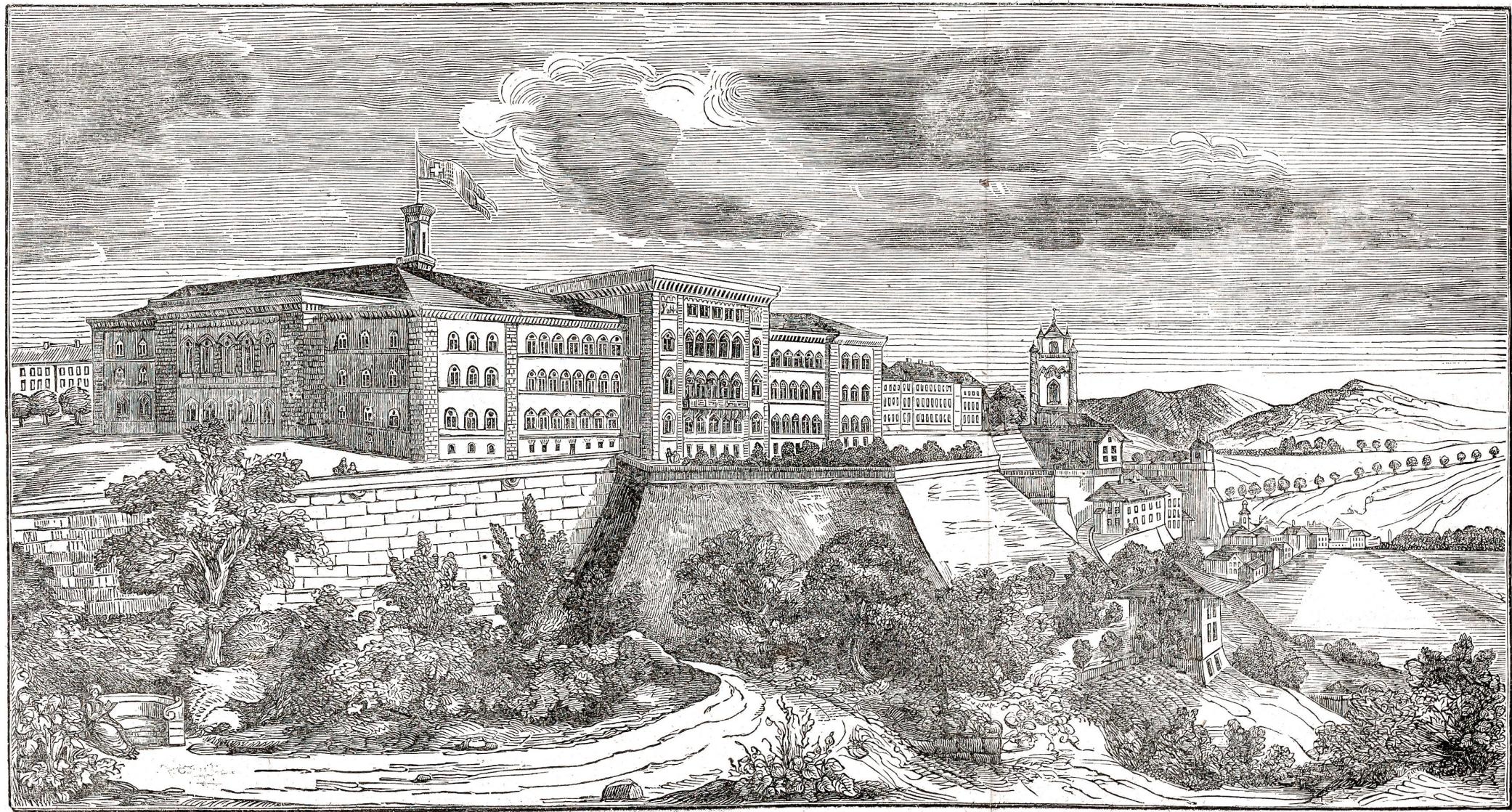
Der Bote denkt, es werde einem Jeden, der in den letzten Monaten nach Bern kam, und zwischen dem Casino und der kleinen Schanze die vielen Leute mitten unter der großen Zahl mächtiger Quaderstücke so rüstig arbeiten sah, erwünscht sein, etwas näheres über den großartigen Bau zu vernehmen, welcher dort ausgeführt wird.

Nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten wurde im Frühjahr 1849 der Platz des alten Werkhofes für das Bundesrathaus bestimmt. Hernach mussten von vielen Künstlern Pläne ausgearbeitet werden, bis es gelang einen solchen zu erhalten, der von der Einwohnergemeinde und hernach auch vom h. Bundesrath gelehnt wurde. Nun wurde ungesäumt der Projekt in seinen Einzelheiten ausgearbeitet und gleichzeitig der Bau der großen und kostbaren Terrassenarbeiten in Angriff genommen.

Im November 1851 wurden die Erdarbeiten zu der östlichen Terrassenmauer begonnen. Da das Terrain hier auf eine beträchtliche Tiefe aus aufgefüllter Erde besteht und einen steilen Abhang bildet, war man gezwungen, die größten Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, um dem Erddruck durch Ge- sperrre zu begegnen. Nachdem man mit der Ausgrabung bis in die Tiefe von ungefähr

70 Fuß unter das Niveau der Casinoterrasse gelangt war, hatte man mit Wasser und andern Schwierigkeiten in dem Maße zu kämpfen, daß man Tag und Nacht unausgesetzt fortarbeiten mußte. Auf diese Weise kam man endlich in einer Tiefe von 80 Fuß unter der Casinoterrasse auf festen guten Baugrund und den 1. Christmonat 1851 wurde sodann der erste Stein zu der östlichen Terrassenmauer gelegt. Die Dicke des Fundaments auf seiner Grundfläche beträgt 25 Fuß. Die nach Süden gerichtete Mauerfläche erhält bis auf ihre ganze Höhe einen gleichmäßigen Anzug d. h. eine Neigung gegen die Erdauffüllung von einem Sechstel ihrer Höhe. Die hintere Fläche der Mauer hingegen springt mit der 26. Steinschicht um 1 Fuß zurück und auf der 30. um weitere 1 Fuß 5 Zoll, so daß die Mauer an ihrem höchsten Punkte noch eine Dicke von 6 Fuß hat. Die größte Höhe der Mauer von der Fundamentplatte bis auf das Gesims beträgt 68 Fuß 1 Zoll in 32 Schichten ohne das steinerne Geländer. Die westliche Terrassenmauer, welche später bis an die kleine Schanze verlängert werden soll, wurde erst im April 1852 unternommen; sie ist bedeutend niedriger und daher auch dünner, als die östliche. Beide Mauern wurden in der ungemein kurzen Frist von 8 Monaten und dazu größtentheils zur Winterszeit ausgeführt, und kosteten zusammen bis 80,000 Fr. Die neue Terrasse, welche 10 Fuß tiefer liegt als die Casinoterrasse wird, mit einer großartigen Treppenanlage mit letzterer verbunden und wird unstreitig eine der schönsten Zierden Bern's werden, besonders wenn einmal die projektierte Verbindung mit der kleinen Schanze in Ausführung gebracht sein wird. Während die Terrassenmauern

Das Bundesrathaus in Bern.



ihrer gänzlichen Vollendung entgegen gingen, waren auch die übrigen Vorarbeiten, als: genaue Absteckung des ganzen Baues, Ausgrabung des Souterrains und Verakfördirung der dießjährigen Maurer- und Steinhauerarbeiten, sowie auch die Pläne zum Gebäude selbst soweit gediehen, daß mit den Arbeiten des Souterrains angefangen werden konnte.

Die Räumlichkeiten, welche das Bundesrathaus enthalten soll, zerfallen in die Lokalien: 1) für die Bundesversammlung; 2) für den Bundesrath; 3) für die Departemente des Bundesrathes; 4) für die Bundeskanzlei. Die angeführten vier Klassen zerfallen wieder in zwei Haupttheilungen, nämlich: A. Räume für die gesetzgebenden Behörden (Bundesversammlung), und B. Räume für die Vollziehungs- und Verwaltungsbehörden (Bundesrath mit seinen Departementen und der Kanzlei).

Was die Räume für die Bundesversammlung betrifft, so erschien es nicht nothwendig, den Nationalrath- und den Ständerathssaal in nähere Verbindung zu bringen, wohl aber mußte der Architekt sein Augenmerk dahin richten, diesen zwei Säalen eine schon durch die verfassungsmäßige Gleichstellung dieser Behörden bedingte symmetrische Lage zu geben und dieselbe schon im Neuzern auf eine des Gebäudes würdige Weise auszusprechen. In Bezug auf die Räume für die Verwaltungsbehörden versteht es sich von selbst, daß der Bundesrath und seine Kanzlei den Mittelpunkt einnehmen, an welchen sich zu beiden Seiten die verschiedenen Departemente anreihen. Uebereinstimmend mit diesen Prinzipien, und mit Rücksicht sowohl auf die innere organische Eintheilung, als auf den würdigen Charakter des Neuzern, bildet nun das Ge-

bäude ein nach Süden gerichtetes Langgebäude, bestehend aus einem Mittelbau, als dem Sizze des Bundesrathes und seiner Kanzlei; ferner aus zwei Nebenflügeln, in welchen sich die verschiedenen Departemente an den Mittelbau anreihen, und endlich aus zwei an den beiden Endpunkten nach Norden vorspringenden Flügeln, so daß das Gebäude einen nach der Stadt gerichteten Hof bildet. In diesen zwei Seitenflügeln liegen die Räume für die gesetzgebenden Behörden und zwar in dem westlichen gegen die kleine Schanze der Nationalrathssaal, im östlichen gegen das Casino der Ständerathssaal.

Durch das Portal, welches in dem den ganzen Hof abschließenden Gitter angebracht wird, kann das ganze Gebäude abgeschlossen werden, obgleich hinwieder jeder Theil des Baues seinen besondern Eingang hat.

Tritt man von der Stadtseite her in diesen Hof; so hat man zur Rechten eine freie Halle als Eingang zum Nationalrathssaal; links eine ganz gleiche Halle, als Eingang zum Ständerathssaal; ferner findet man hier in der Mitte der beiden Nebenflügel die besondern Eingänge zu den Departementen und im Mittelbau, der sich in schönen Verhältnissen und Formen um 1 Stockwerk höher erhebt, als das ganze übrige Gebäude, ist eine freie Halle gebildet; durch diese gelangt man in ein großes schönes Vestibüle und von da in die Zimmer des Bundesrathes. Eine eigene große Treppe verbindet das Erdgeschoß des Mittelbaues mit seinem ersten Stockwerk in welchem die Zimmer der Kanzlei in ähnlicher Reihenfolge wie im Erdgeschoß angebracht sind. Das zweite Stockwerk enthält die Wohnungen für den Kanzler und Vicekanzler; jede dieser Wohnungen hat ihre besondere Treppe, und ist daher von dem übrigen

Gebäude durchaus unabhängig. Im dritten Etage des Mittelbaues wird ein bedeutender Raum gewonnen werden, über welchen noch nicht verfügt ist. Vielleicht könnte man denselben für eine Gemäldegalerie verwenden, wodurch ein längst von vielen Seiten gehegter Wunsch Verüflichtigung finden würde. Die an den Mittelbau sich anschließenden Nebenflügel enthalten die verschiedenen Departemente; sie sind in ihrer Architektur etwas einfacher gehalten, als der Mittelbau und die Seitenflügel, welche sich besonders dazu eigneten, im Innern und Neuzern mit reichen Formen und Decorationen aufzutreten, da die beiden großen Säale vom ersten Etage, mit einer Höhe von 35 Fuß, bis unter den Dachboden gehen und daher auch den Fassaden großartigere Formen erlauben.

Das ganze Gebäude erhält eine Länge von 374 Fuß, nicht innbegriffen die vorspringenden großen Säale. Werden diese nach Osten und Westen gelegenen Vorsprünge von je 10 Fuß dazu gerechnet, so beträgt die ganze Länge 394 Fuß. Der Mittelbau springt auf der Süd- und Nordseite je 13 Fuß vor und hat eine Länge von 100 Fuß zu einer Tiefe von 75 Fuß. Die Nebenflügel haben eine Länge von 82 Fuß und eine Tiefe von 49 Fuß. Die Länge der nach Norden vorspringenden Flügel beträgt 160 Fuß; ihre Tiefe 55 Fuß. Die Höhen der Fassaden auf der Seite gegen die Stadt betragen: a. für den Mittelbau 80 Fuß, b. für die übrigen Gebäudetheile 62 Fuß. Da die neue Terrasse um 10 Fuß tiefer liegt als das Niveau des Hofs, so sind auch alle nach Süden gerichteten Fassaden um 10 Fuß tiefer als die nach der Stadt gerichteten und es war somit möglich unter dem südlichen Theile des Ge-

bäudes ein sonniges und trockenes Souterrain anzulegen, wo sich sämmtliche Archive befinden, während unter dem ganzen übrigen Gebäude gewölbte Keller angebracht sind. Der Boden des Souterrains ist um einige Fuß höher als die neue Terrasse und die Höhe desselben beträgt 12 Fuß. Der Plainpiedboden ist 6 Fuß höher als der Hof, die die Höhe des Plainpied 14'. 50; die Höhe des ersten Etage 15'. 50; die Höhe des zweiten Etage 12'. 50. Alle Gänge haben eine Breite von 9 Fuß. Die Zimmertiefe ist durchschnittlich 22 Fuß. Die Länge des Nationalrathsaales beträgt 60 Fuß, seine Breite 52, die Tribüne nicht mitgerechnet, welche zudem sowohl im Nationalrathssaal wie auch im Ständerathssaal (der ungefähr halb so groß ist als ersterer) ihre besondern mit dem übrigen Gebäude in gar keine Beziehung kommenden Treppen und Eingänge haben. Die Zahl der Zimmer im ganzen Gebäude beträgt bei 100 Räumen. Das ganze Gebäude wird aus gelblichen Sandsteinquadern erbaut und soll bis Ende des Jahres 1853 bereits bis unter das Dach aufgeführt sein. Die gänzliche Vollendung des Baues wird erst im Jahr 1855 oder 1856 erfolgen. Der Kostenbetrag des ganzen Gebäudes mit Inbegriff der Erdarbeiten, Ankauf der alten abzubrechenden Gebäudelichkeiten und anstossenden Besitzungen, sowie der Terrassenarbeiten &c. ist auf ungefähr 1,640,000 neue Franken angeschlagen. Der erste Stein des Hauptgebäudes selbst wurde am 22. Juli 1852 gelegt.

Die dieser kurzen Beschreibung beigelegte Abbildung zeigt dem Leser die südliche, gegen die Landseite gelegene Fassade des Bundesrathauses, wie es sich seiner Zeit von der kleinen Schanze aus darstellen wird. Man

sieht daher hier von den zwei gegen Norden oder die Stadtseite vorspringenden Seitenflügeln nur den obern oder westlichen, in welchem sich der Saal des Nationalrathes befinden wird. Nach der Stadtseite wird, wie oben bemerkt, das Gebäude mit seinen zwei vorspringenden 82 Fuß langen Seitenflügeln und dem ihre Endpunkte verbindenden Gitter einen großen Hof darstellen. — Zum Schlusse wünscht der Vate dem großartigen Bau, welcher einmal vollendet der Stadt Bern auf Jahrhunderte zur herrlichsten Zierde gereichen wird, von Herzen den besten Fortgang.

Wie man sich's bequem machen kann.

Ein weich erzogenes Fräulein, welches sich an einem Balle eine Erkältung sammt Flussfeber zugezogen hatte, legte sich ins Bett und ließ den Arzt holen. „Ach Herr Doktor,“ lagte sie, „ich bin gar übel und weiß nicht, wie ich sein soll; lege ich mich auf die rechte Seite, so empfinde ich Seitenstechen und fehre ich mich auf die linke, so bekomme ich Herzklöpfen und schreckliche Phantasteen. „Nu, so hockt uuf!“ erwidert trocken der Doktor.

Der Hummel bei'm Bienenkorb.

Zu einem Bienenstock, wo lauter Leben war, kam surrend einst ein Hummel angeslogen
Und sprach: Ich wäre wohl ein Narr,
Mich also abzumüh'n wie ihr, ihr seid
betrogen!

Wozu gebt ihr euch die unnöth'ge Müh,
Vom Kleinsten bis zum Größten unver-
drossen?

Gönnt euch doch einmal Ruh', geniesset sie,

Folgt meinem Rath, verlaßt die kind'schen
Fosse!

Des Lebens Glück sollt ihr von mir erst
lernen,

Und alle Müh könnt ihr von euch entfernen!
Gehorsam, sauern Fleiß, der Thoren Plag,
Ich künd' euch an der Freiheit schönen Tag.

Doch als der faule Wanst, die Bienen zu
verwirren,

Sich also hören ließ, gebot die Königin:
„Ein treues, wackres Volk läßt sich nicht
irren,

Entfernt den Bösewicht und werft ihn hin!“

Glarus und Zug, der sechste und
siebente im Kranze der alten Eid-
genossenschaft.

(Mit einer Abbildung.)

Wie im Jahr 1332 Luzern dem Bunde
der drei Urkantone beigetreten, folgte neun-
zehn Jahre später Zürich und im folgenden
Jahre (1352) traten auch Glarus und
Zug diesem Bunde freier Männer bei.
Bern schloß sich ihnen ein Jahr nachher an
und erfüllte so die Zahl der acht alten
Orte der Eidgenossenschaft.

Wenige Jahre nachdem Chlodewich der
Frankenfürst die Alemannen bei Büllich
besiegt, begann mit dem heiligen Fridolin,
edlen Geschlechts, die längere Reihe der
frommen Glaubensboten, welche aus den
brittischen Inseln den meist noch rohen
Völkern, die vor einem Jahrhundert das
römische Weltreich überflutet hatten, die
Lehre des Heils bringen wollten. Er der
Sohn eines Mächtigen in Irland hatte früh
den geistlichen Stand erwählt und nachdem
er eines der Musterklöster Galliens (Frank-
reichs), das Kloster des heiligen Hilarius

zu Poitiers (sprich Poatieh) kennen gelernt, fand er seine Missionsreisen an. Als er einen Theil von Frankreich und Deutschland durchzogen, gelangte er endlich nach Chur (im heutigen Bündnerlande); da belehrte ihn der dortige Bischof wie er es mit der Bekehrung der noch sehr rohen Alemannen, welches Volk etwa die mittlere Schweiz bewohnte (wie im Westen die Burgunder, im Osten die Rhätier), anfangen habe. Zuerst wurde er bei den unwissenden, daher auch leicht misstrauischen Alemannen nicht sehr freundlich aufgenommen; allmählig scheint aber des frommen Mannes unermüdeter Eifer in der Verkündung seiner reinen Lehre doch einigen Eingang gefunden zu haben, so daß er mit der aus Gallien erhaltenen Unterstützung ein Kloster bauen konnte zu Selingen (im jetzigen Großherzogthum Baden), nicht gar fern von Rheinfelden im Kanton Aargau. Dem heiligen Hilarius widmete er dieses Kloster in dankbarer Anerkennung der dort genossenen Lehre. Der Sage nach soll der heilige Fridolin auch die Bekehrung des Landes Glarus vollbracht haben, wohl von Chur aus, so wie er zwei edle reiche Alemannen, Ursus und Landolf, zur Schenkung ihres Landes an das dem Hilarius gewidmete Kloster bewogen, von wo des Landes Name (Glarus von Hilarius), das heute noch dankbar den frommen Fridolin ehrt und sein Bildnis im Standeswappen führt.

Es kann natürlich keine Rede davon sein, hier die gesammte Geschichte dieses freundlichen, zwar nur im Norden recht offenen, meist aber fruchtbaren, Ländchens zu durchgehen, wir heben hier nur der Glarner Ehrentag heraus zur Erinnerung an ihren Eintritt in den Schweizerbund. Der ge-

neigte Leser hat sicher längst schon errathen, daß wir von dem heissen Tag bei Nafels sprechen wollen.

Die Schirmvogtei von Selingen war um die Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft an das Haus Habsburg gelangt, welches auch hier seine Rechte zu erweitern strebte und dem Lande eigene, fremde Vogte setzte, während seit alten Zeiten das Land gewohnt gewesen war von ehrbaren Männern aus achtbaren Geschlechtern des Landes gerichtet zu werden, von denen man sich an die Hebtissin von Selingen wenden mochte, wo einer sich beeinträchtigt meinte in seinem Rechte. Auf der andern Seite dürfen wir nicht vergessen, daß der lebhafte Glarner Nachbar war der freien Männer von Uri und Schwyz, von denen sie wohl das Gebirge schied, aber nicht trennte; für freie Männer sind auch rauhere Scheidewände gangbar geworden zu freundlichem Verkehr, wie zur Hülfe in der Noth. Es ist wohl natürlich, wenn den munteren Glarner, der Ungleichheiten nur ungern erträgt, wenn er sein Loos mit der freieren Stellung der beiden benachbarten Länder verglich, Unmuth beschlich und die schuldigen Leistungen eben nicht am zuvorkommensten erfüllt wurden; wie erst, wenn der Nachbar nicht nur durch sein stilles Glück, sondern etwa auch mit ausmunterndem Worte zur Nachahmung antrieb und wohl gar noch das Recht der Herrschaft auf diese oder jene Leistung, vielleicht nicht ohne Grund, zweifelhaft erschien? Eine nähere Verbindung schien den Eidgenossen der fünf Orte (namentlich den Nachbarn von Zürich und Schwyz), gleich wünschenswerth wie den freien Männern des Glarnerlandes. Sie traten zusammen zum ewigen Bündnis am

4. Brachmonat 1352, nachdem die Glarner kurz zuvor den österreichischen Vogt Stadion, welcher sie von dieser Verbindung zurückzutreten nothigen wollte, auf dem Reutifelde erschlagen hatten mit Vielen der Seinen. Hierauf waltete einige Zeit lang Friede.

In den Kriegen der Eidgenossen mit Oesterreich bis 1386 bestand zwischen Oesterreich und Glarus ein besonderer Waffenstillstand. Glarus durste den Eidgenossen nicht zu Hülfe ziehen, welche aber dafür auf dieser Seite gänzlich gesichert waren. Nach dem glorreichen Siege der Eidgenossen bei Sempach mahnten die Glarner ihre Bundesgenossen zur Eroberung der Stadt Wesen, am stürmischen Wallenstattersee gelegen, von wo aus ihr dort ganz offenes Land leicht überfallen werden konnte. Die Bewohner von Wesen mussten sich den stürmenden Eidgenossen bald ergeben und eine Besatzung der Eidgenossen annehmen. Wenn die Bürger von Wesen an Oesterreich, das ihnen früher schöne Freiheiten verliehen hatte, noch Unabhängigkeit bewahrten, so wird dies Niemand tadeln; keineswegs darf dies aber den niedern Verrath entschuldigen, durch welchen die Bürger von Wesen im Einverständniß mit Oesterreichischen Söldnern wenige Tage nach Aufkündigung des Waffenstillstandes im Hornung 1388 Nachts die sichergemachte Besatzung überfielen, und einen großen Theil derselben niedermetzten. Die Feinde durch diesen Vortheil ermutigt und in nicht geringer Anzahl theils zu Wesen theils in der Nähe versammelt, drohten ins Land einzufallen, das nur durch eine schwache Landwehr von Berg zu Berge nothdürftig geschützt war. Die Glarner suchten vor der Uebermacht auf billige Unter-

handlungen einzugehen, welche der Feind auf seine Zahl troßend übermuthig ausschlug. Da beschlossen sie für ihre Unabhängigkeit das Neuerste zu wagen und lieber als freie Männer unterzugehen, als sich feige dem übermuthigen Feinde zu unterwerfen. Donnstsags am neunten April 1388, früh vor Tag, drang das feindliche Heer über 6000 Mann stark durch die Landwehr, welche ein Häuflein von 200 Mann nebst Zuzügern aus den nächsten Dörfern unter Mathias am Bühl und dem Landammann Albrecht Vogel unmöglich halten konnte; sie zogen sich, doch nicht ohne Kampf, an den Reutiberg zurück, um wenigstens im Rücken gedeckt zu sein. Der Feind brach nun überall ins Land ein, plünderte und sengte, zunächst in Näfels und Mollis, den beiden nächstliegenden Dörfern; den Kampf hielten sie für beendigt, das Land schien erobert, es eilten einzelne Plünderer bis Netstall, ja bis Glarus hinauf. Am Bühl und Vogel sahen die Unordnung der ihren Raub überall zusammentreibenden Feinde, sie ließen ihre Banner wehen, die zerstreuten Landleute zu sammeln. Da eilten, sich durch die allzuschieren Feinde durchschlagend, Häuflein hier von dreißig, dort von sechzig Mann dem Banner zu, bis sie an vierthalbhundert Mann zählten. Da ermunterten die Führer ihre Leute zu neuem Kampfe für ihr Land, ihre Weiber und Kinder. Zu spät merkte der allzuschiere Feind wie er sie unklug verachtet und sie so sich habe sammeln und stärken lassen; doch schien das Häuflein ihnen noch nicht gefährlich. Sie griffen die Glarner an, der stolze Adel unklug zu Pferde voran in dem unebenen Boden. Das kleine Häuflein unverzagt, nach einem kurzen Gebete zu Dem, der da

stürzet die Hohen und erhebet die Niedrigen, empfängt die anstürmenden Feinde mit einem schrecklichen Steinhagel; Steine mit kräftigem Urme in dieselben geschleudert bringen die Rosse in schreckliche Verwirrung, tobend werfen sie ihre Reiter ab; in das dichte Gedränge fällt neuer Steinhagel; lautest Feldgeschrei einzelner Landleute, welche den Glartern zueilen, mehrt die Verwirrung. Da ermahnen die vielfach gedrängten Ritter, etwas zurückzuweichen, um auf günstigerem Boden vor den Steinwürsen sicherer fechten zu können; was nun, wie so oft geschehen, manche missverstehend für einen Ruf zur Flucht halten, wodurch sie die Unordnung mehren helfen. Die Glarner immer noch durch die bereits errungenen Vortheile ermutigt, stürmen wiederholt in der Feinde dichtgedrängte, in Unordnung gerathene, Scharen; und gerade im heißesten Kampfe mit dem Feinde eilen über die Berge 30 Schwyzer mit einer neuen Schaar Landleute mit lautem Geschrei heran, daß es an den hohen Felswänden des Wiggis wiederhallt, zu großer Ermuthigung ihrer Landsleute, wie zum Schrecken der verwirrten Feinde, die sich bereits bis in das brennende Dorf Nafels zurückgezogen. Neu ermutigt greifen nun die Glarner zum eilsten Male den Feind an, jetzt schon außerhalb jenes Dorfes, und voll Schrecken und Verwirrung wendet sich das feindliche Heer um neun Uhr Morgens in unordentliche Flucht, auf welcher eine große Zahl durchs Schwert, Viele durch eine unter der Last der Fliehenden einstürzenden Brücke umkommen, noch andere versinken in der Linth oder im See. Das Häuflein der wackern Glarner mit seinen wenigen Helfern aus den Eidgenossen hatte einen herrlichen Sieg errungen. Den

Muthigen hilft Gott, nicht aber den Feigen, die sich selbst verlassen. Der große Geschichtschreiber der Glarner, der berühmte Tschudi, sagt von diesem Streite bei Nafels: „An diesem Tage wurde den Glartern das Hemd gar heiß.“ Im folgenden Jahre als der Friede zwischen Oesterreich und den Eidgenossen geschlossen war, erkannte die Landsgemeinde einhellig: alljährlich für ewige Zeiten auf den andern Dienstag im April eine Wallfahrt gen Nafels zu thun „da zu gehen die Wege und Stege, wo die Noth gewesen.“ Noch heute feiert der späte Enkel dankbar an der „Nafelerfahrt“ den Heldenmuth seiner Väter.

Billig sollten wir jetzt auch des andern Ortes gedenken, welcher im nämlichen Jahre dem Bunde der Eidgenossen beitrat, wenn uns nur nicht der Raum so sparsam zugemessen wäre. Zug ist, der siebente im Kranze der alten Eidgenossenschaft, welcher am 27. Brachmonat 1352 in Bund trat mit den Eidgenossen. Es ist der kleinste Kanton der Schweiz, aber darum nicht minder der Achtung und Liebe seiner Mitverbündeten werth. So wie uns das kleine Schaffhausen den größten Geschichtschreiber der Schweiz gegeben, so wie Basel und Genf, so manche treffliche Männer aufzuweisen haben fast in jedem Zweige der Wissenschaft, so fehlt auch Zug sein Ehrenkranz nicht. Gleich wie ja unter den großen Männern, welche dem Vaterlande zur ewigen Ehrde gereichen, nicht ein Goliath vorzüglich glänzt, so misst sich auch eines Landes wie eines Mannes Ruhm, weder nach dessen körperlicher Größe, noch nach dessen Raume. Eines einzigen edlen Zugers jedoch wollen wir heute noch mit zwei Worten gedenken.

Am heißen Bluttage von Arbedo (un-

Peter Sollins Edd.



fern von Bellinzona im Kanton Tessin) — es war am 30. Brachmonat 1422 — da kämpften nicht volle dreitausend Eidgenossen, gegen vier und zwanzigtausend Italiäner, diese unter den erfahrensten Heerfürern damaliger Zeit. An der Spitze der Zuger stritt mutig der Bannerherr Peter Kolin; er fiel im heißen Kampfe; da erhob einer seiner beiden Söhne hoch das Banner von des Vaters Blute geröthet, auch der fiel tapfer streitend; da entwand dessen Freund Landwing aus des Sterbenden Hand das Banner und rettete es glücklich vor dem Feinde. (S. die Abbildung.) Noch sieht man die Blutstriemen des Vaters und Sohnes an demselben und es ist aufgezeichnet worden, daß das dankbare Volk der Zuger das Andenken dieser Helden ehrend seine Bannerherren stets aus diesem Geschlechte wählte, so daß von diesem Tage an bis zum Untergange der alten Eidgenossenschaft in dreihundert sechs und siezig Jahren ein einziges Mal (in Zeiten innerer Unruhen) nicht ein Kolin diese Würde bekleidete.

Schweizerjüngling, wenn neue Gefahren dein Vaterland bedrohen, gedenke des Heldenhäufleins der Glarner am Reutiberge und bei Nafels und wehre dein Banner, wenn die Gefahr dich umblitzt, wie einst jene beiden Kolin gethan, wie Peter Wendschäz von Bern und von Zofingen Niklaus Schut.

Schlüssel

für die Umwandlung der Franken und Rappen aus der alten Währung in die neue.

Die in den nebenstehenden Tabellen unter der Rubrik „Alte Währung“ sich vorfindenden größeren gedruckten Zahlen werden gedacht als Rappen oder Franken alter Währung. Sie gehen zwar nur bis

auf 50, dienen aber, wenn man die nötige Zahl von Nullen hinten anhängt, ebenso gut auch für die Umwandlung von 500, 5000, 50,000 und bis auf 500,000 Franken a. W.

Um die neue Währung zu erhalten, nimmt man aus der Rubrik „Neue Währung“ so manche Colonnen, bis die zu reducirende Zahl (100, 1000 oder 10,000) mit der am Kopfe des Tarifes angegebenen Zahl übereinstimmt. Wenn eine Summe von 100 bis 900 alten Franken in neue umgewandelt werden soll, so findet man die neuen Franken unter der Rubrik „Neue Währung“ in den Colonnen der Einheit, der 10 und der 100, und die 2 darauf folgenden Colonnen geben die ungeraden Centimes (neuen Rappen). 300 alte Franken machen also (auf Tab. 1) 428 n. Fr. 57 Cent., 2400 a. Fr. machen 3428 n. Fr. 57 Cent.

Um den Werth in neuer Währung möglichst genau zu erhalten, hat man Bruchtheile von mehr als $\frac{50}{100}$ für ein Ganzes zu rechnen. Demnach ergeben (auf Tab. 1) 10 alte Fr. nicht 14 neue Fr. und 28 Centimes, sondern 14 neue Fr. 29 Cent.; 2200 alte Fr. machen nicht nur 3142 neue Fr. 85 Cent., sondern 3142 neue Fr. 86 Cent.

Die nachfolgenden Beispiele werden die Sache noch näher erläutern:

1. Beispiele der Umwandlung nach Tabelle Nr. 1 (Der neue Franken zu 7 alten Bayzen oder der Fünffrämler zu 35 alten Bayzen).

Umwandlung der Rappen.

Alte Rp. in neue Rp.

3	4
11	16
23	33
33	47
34	49
47	67
50	71

Umwandlung der Franken.

Alte Fr. in neue Fr.

3	4. 29 C.
11	15. 71 "
23	32. 86 "
400	571. 43 "
4600	6571. 43 "
46000	65714. 29 "
500000	714285. 71 "

2. Beispiele der Umwandlung nach Tabelle Nr. 2 (Der neue Franken zu 69 alte Rappen oder der Fünffrämler zu 34½ alten Bayzen).

Umwandlung der Rappen.

Alte Rp. in neue Rp.

4	6
8	12
9	13
15	22
24	35
35	51
47	68
50	72

Umwandlung der Franken.

Alte Fr. in neue Fr.

4	5. 80 C.
8	11. 59 "
15	21. 74 "
35	50. 72 "
460	666. 67 "
4900	7101. 45 "
50000	72463. 77 "
500000	724637. 68 "

Tabelle Nr. 1.

Der neue Franken zu 7 alten Batzen.

Tabelle Nr. 2.

Der neue Franken zu 69 alten Rappen.

alte Währung	Neue Währung.						
	Einheit.	10	100	1,000	10,000	100,000	Cents.
1	1	4	2	8	5	7	4
2	2	8	5	7	4	2	9
3	4	2	8	5	7	4	6
4	5	7	1	4	2	8	3
5	7	1	4	2	8	5	6
6	8	5	7	1	4	2	9
7	1	0	0	0	0	0	0
8	1	1	4	2	8	5	6
9	1	2	8	5	7	4	3
10	1	4	2	8	5	7	5
11	1	5	7	1	4	2	9
12	1	7	1	4	2	8	3
13	1	8	5	7	4	2	9
14	2	0	0	0	0	0	0
15	2	1	4	2	8	5	6
16	2	2	8	5	7	4	3
17	2	4	2	8	5	7	6
18	2	5	7	1	4	2	9
19	2	7	1	4	2	8	3
20	2	8	5	7	4	2	9
21	3	0	0	0	0	0	0
22	3	1	4	2	8	5	6
23	3	2	8	5	7	4	3
24	3	4	2	8	5	7	6
25	3	5	7	1	4	2	9
26	3	7	1	4	2	8	3
27	3	8	5	7	4	2	9
28	4	0	0	0	0	0	0
29	4	1	4	2	8	5	6
30	4	2	8	5	7	4	3
31	4	4	2	8	5	7	6
32	4	5	7	1	4	2	9
33	4	7	1	4	2	8	3
34	4	8	5	7	4	2	9
35	5	0	0	0	0	0	0
36	5	1	4	2	8	5	6
37	5	2	8	5	7	4	3
38	5	4	2	8	5	7	6
39	5	5	7	1	4	2	9
40	5	7	1	4	2	8	3
41	5	8	5	7	4	2	9
42	6	0	0	0	0	0	0
43	6	1	4	2	8	5	6
44	6	2	8	5	7	4	3
45	6	4	2	8	5	7	6
46	6	5	7	1	4	2	9
47	6	7	1	4	2	8	3
48	6	8	5	7	4	2	9
49	7	0	0	0	0	0	0
50	7	1	4	2	8	5	6

alte Währung	Neue Währung.						
	Einheit.	10	100	1,000	10,000	100,000	Cents.
1	1	4	9	8	7	6	4
2	2	8	7	6	5	5	7
3	4	9	8	7	6	5	1
4	5	7	6	5	4	4	8
5	7	6	5	4	3	3	2
6	8	7	6	5	4	4	9
7	0	1	5	4	3	3	1
8	1	3	0	4	3	3	0
9	1	4	5	4	3	3	5
10	1	1	2	1	0	0	0
11	1	1	2	1	0	0	0
12	1	1	2	1	0	0	0
13	1	1	2	1	0	0	0
14	2	2	2	1	0	0	0
15	2	2	2	1	0	0	0
16	2	2	2	1	0	0	0
17	2	2	2	1	0	0	0
18	2	2	2	1	0	0	0
19	2	2	2	1	0	0	0
20	2	2	2	1	0	0	0
21	3	3	3	2	1	0	0
22	3	3	3	2	1	0	0
23	3	3	3	2	1	0	0
24	3	3	3	2	1	0	0
25	3	3	3	2	1	0	0
26	2	2	2	1	0	0	0
27	2	2	2	1	0	0	0
28	4	4	4	3	2	1	0
29	4	4	4	3	2	1	0
30	4	4	4	3	2	1	0
31	4	4	4	3	2	1	0
32	4	4	4	3	2	1	0
33	4	4	4	3	2	1	0
34	5	5	5	4	3	2	1
35	5	5	5	4	3	2	1
36	5	5	5	4	3	2	1
37	5	5	5	4	3	2	1
38	5	5	5	4	3	2	1
39	5	5	5	4	3	2	1
40	5	5	5	4	3	2	1
41	5	5	5	4	3	2	1
42	6	6	6	5	4	3	2
43	6	6	6	5	4	3	2
44	6	6	6	5	4	3	2
45	6	6	6	5	4	3	2
46	6	6	6	5	4	3	2
47	6	6	6	5	4	3	2
48	6	6	6	5	4	3	2
49	7	7	7	6	5	4	3
50	7	7	7	6	5	4	3